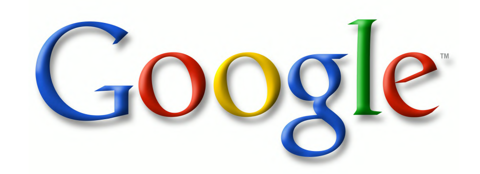
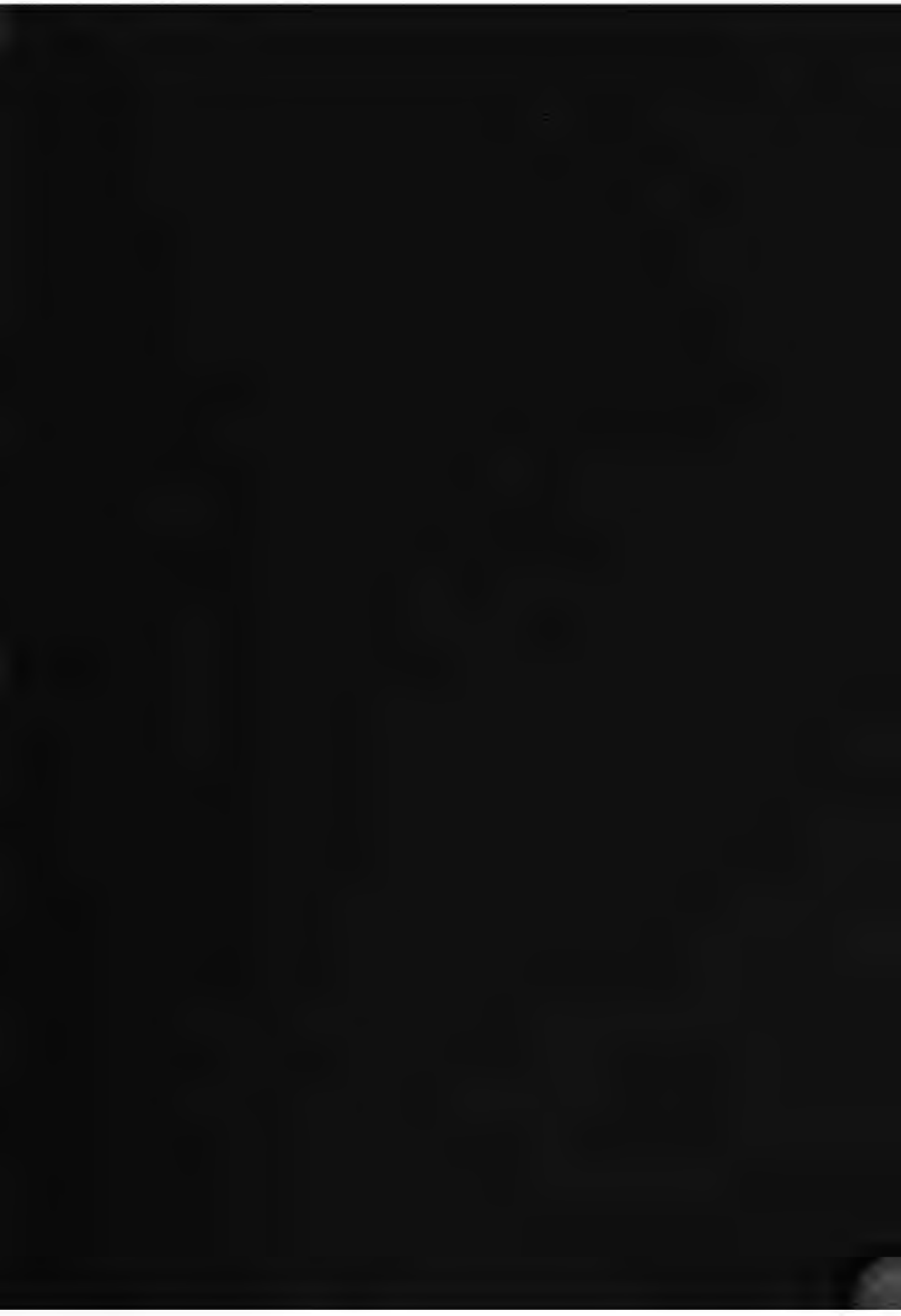


Elisabeth von Heyking

Ille mihi

Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel) Berlin



Ille mihi.

Ille mihi

Roman

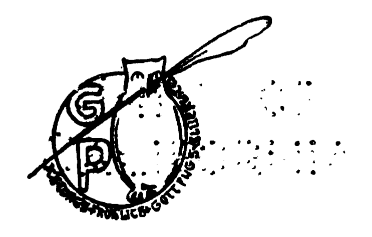
von

Elisabeth von Heyking

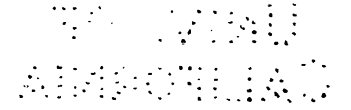
Verfasserin
von
„Briefe, die ihn nicht erreichten“
und
„Der Tag Anderer“

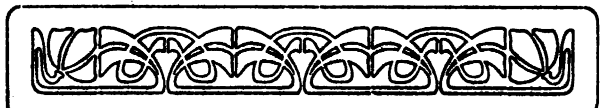
Erster Band

Sechste Auflage



Berlin
Verlag von Gebrüder Paetel
(Dr. Georg Paetel)
1912.





Als halbwüchsiges Mädchen hatte sich Ilse in einen Leutnant verliebt. In Deutschland ist der erste beinahe immer ein Leutnant. Dieser war Dragoner. Was Wunder also, daß zu jener Zeit der Himmel Ilse besonders schön dünkte, mahnte er sie doch an eine geliebte blaue Uniform; was Wunder auch, daß sie, wenn die ersten Sterne zu funkeln begannen, flugs nach dem Orion suchte — dies ferne Gestirn erschien ihr ja nur wie das himmlische Abbild einer glänzenden Schärpe und zweier Epauletten und Sporen, das eigens für sie allabendlich am nachtblauen Himmelszelt angezündet wurde! — Den Leutnant unter den Sternen kannte Ilse viel besser wie den lebenden Leutnant auf Erden. Diesen kannte eigentlich nur Papa, vom Klub her, wo sich abends die Herrenwelt des Städtchens traf — und da er Papa grüßte, hatte es sich allmählich so gemacht, daß er auch Ilse grüßte.

In jenem fernen Frühling stand Ilse viel an den Fenstern des Eckhauses der Reh- und Breitenstraße, das sie mit ihrem alten Vater

und dem alten Hausfräulein Greiner, genannt Greinchen, bewohnte. Gegenüber erstreckte sich ein weiter Garten voll blühender Büsche und hoher rauschender Bäume, und in einem umgitterten Gehege dicht an der Straße liefen da viel zahme Rehe und Hirsche umher; furchtlos streckten sie das schwarze feuchte Geäse zwischen den Stäben hervor, ließen sich füttern und auf der braunen weichen Decke streicheln. Ilse hatte dies als kleines Mädchen täglich getan, und wenn sie jetzt so häufig am Fenster stand und hinausschaute, glaubten der alte Vater und das alte Hausfräulein nicht anders, als daß ihre Blicke den Rehen galten und freuten sich ob ihres noch so kindlichen Sinnes. — Aber nicht den Tieren des Waldes, die hier in behäbiger Gefangenschaft einstmalige Freiheit vergaßen, schenkte Ilse so reges Interesse, nein, sie spähte die Breitestraße hinab, durch die, von der Kaserne kommend, das Dragonerregiment morgens früh, blink und blank mit klingendem Spiel zum Exerzierplatz auszog und durch die es einige Stunden später, heiß und verstaubt, zurückzukehren pflegte.

Manchmal geschah es, daß der blaue Leutnant Ilse oben am Fenster gewahrte; dann zog er die Zügel plötzlich scharf an und benutzte unmerklich die Sporen, so daß sein schwarzes Pferd, erstaunt ob so unsanfter Behandlung, unruhig zu tänzeln begann, wodurch der tadellose Sitz seines

Reiters so recht zur Geltung kam; der grüßte dabei mit eleganter Bewegung zum Fenster hinauf, als wolle er sagen: ein wildes Roß zu bändigen, läßt mir noch immer Muße, nach einem hübschen Mädchen zu blicken.

Nach solchem Morgengruß lag auf dem ganzen Tag ein festlicher Glanz für Ilse.

Doch noch andere Gelegenheiten fand sie, den blauen Helden ihrer Träume zu erblicken.

Soweit Ilse zurückdenken konnte, war sie alle Nachmittage mit der alten Hausdame spazieren gegangen. Diese hegte eine besondere Vorliebe für die stille vornehme Rosalienstraße, in der eine erstaunliche Anzahl wohlhabender alter Jungfern und Witwen wohnte und ein durch Kaffeevisiten und die Beobachtung der Nächsten mild gewürztes Dasein führten. Zu letzterem Zweck hatten sie an denjenigen Parterrefenstern ihrer Häuser, hinter denen sich ihre Lieblingssitzplätzchen befanden, kleine in die Straße hinausspringende Spiegel anbringen lassen, in denen sie die wenigen Leute, die unten vorübergingen, bequem sehen konnten. Ilse haßte schon als Kind die Straße mit den kleinen Spiegeln, hinter denen die alten Damen wie Spinnen lauerten; sie hatte damals sogar eine Neigung gezeigt, vor jedem der kleinen Scheiben die Zunge herauszustrecken, bis ihr bedeutet worden, daß dies ein Körperteil sei, den sittsame kleine Mädchen

nur dem Arzt auf Verlangen weisen dürfen. — Jetzt aber dünkte sie die Langweile der Rosalienstraße, in deren Einöde sich nur selten eine blaue Uniform wagte, ganz unerträglich. Mit viel List gelang es ihr, Greinchen manchmal die Breitestraße hinabzuführen, an deren Ende sich die große gelbe Dragonerkaserne erhob. Ihr gegenüber lag eine kleine schäbige Konditorei, und Ilse, die sonst gar nicht gern Kuchen aß, erklärte nun häufig ein besonderes Verlangen nach einer bestimmten Tortenart zu empfinden, die nirgends so gut wie dort zu haben sei. Solch kindlichen Wunsch erfüllte Greinchen natürlich gern, und während Ilse in dem ärmlichen Laden langsam und mit Überwindung ein Stück Torte nach dem anderen verzehrte, spähte sie nach der Kaserne — und wirklich traf es sich bisweilen, daß sie den Leutnant dort ein- oder ausgehen sah.

Auch entdeckte Ilse in ihrer Seele ein plötzliches warmes Interesse an den Predigten des Militärpfarrers Schmidt, die dieser Sonntags früh um acht Uhr, in der Stadtkirche auf dem Marktplatz mit dem Obelisken, vor den von ihren Offizieren geführten Dragonern zu halten pflegte. Alle Sonntag Morgen ging sie nun dorthin. Ilses Liebe gebot eben über Opferfreudigkeit mannigfaltigster Art! —

Auf diesen schwachen Grundlagen hatte Ilse, mit der Genügsamkeit frühester weiblicher Jugend,

die vor Greifbarerem beinahe ängstlich zurückschreckt, ein traumhaft zartes Zauberschloß in ihrer Phantasie errichtet. Fein wie Spinnengewebe waren seine Wände, vor jedem Hauch rauher Alltäglichkeit wäre das duftige Gebilde zerronnen — und doch war es in seiner durchsichtigen Körperlosigkeit die eine große geheimnisvolle Realität ihres Daseins geworden. Ein in völliger Einsamkeit aufgewachsenes Kind, führte sie in diesem selbst ersonnenen Märchenlande ihr eigentliches Leben; was sich da zutrug, erschien ihr viel wahrer wie das, was man Wirklichkeit nannte, und die traumhaften Harmonien, die sie dort vernahm, übertönten des Alltags gleichmäßig leiernde Weise; durch jene Gefilde schwebte ja auch ein blauer Märchenprinz, der auf Erden ein Dragoneroffizier war.

Und welch seltsame Möglichkeiten malte sich Ilse doch aus, wenn sie abends spät im Dunkeln noch einmal ans offene Eckfenster trat. Drüben im Garten schliefen dann längst die Rehe, aber den Fliederduft und das raunende Rauschen der Bäume wehte der Nachtwind ihr zu. Geheimnisvolle Lieder glaubte sie zu vernehmen, süße Töne, die sie wie auf weichen Schwingen in ferne Sphären trugen. Ihr Herz dehnte sich dabei in einer unendlichen Sehnsucht — wonach sie sich aber sehnte, hätte sie nicht zu sagen vermocht. Worte gab es dafür nicht, nur in leisen Melodien —

die von selbst aus ihres Wesens Tiefen auf ihre Lippen stiegen, erzählte sie es alles der lauschenden Nacht. Es war in ihr ein beinahe schmerzhaft starkes Empfinden der Frühlingsschönheit da draußen, ein unbewußter Wunsch, dies Empfinden noch irgendwie bis zur Unerträglichkeit zu steigern, ein hilfloses Tasten in lauter Unbekanntem, ein Bedürfnis der Hingabe, der Aufopferung, der Selbstvernichtung. Aber strahlende Persönlichkeiten, hehrste Aufgaben müßten es sein, für die sie das eigene Ich darbringen würde. Mit dem kränklichen Papa abends Patiencen legen, Greinchen die Strickwolle wickeln, das waren keine Dinge, für die man sich begeistern konnte — und Begeisterung — ja Begeisterung war das Element ihrer Seele. Im Schwung und ergriffen von etwas Großem — da würde sie alles vermögen, da würde Opfer Wonne sein.

Von Kriegsgefahren war zu jener Zeit, wie so oft im Frühjahr, mal wieder die Rede auf der Welt. Ilse durchfuhr das Wort wie eine scharfe Klinge; sie sah sofort im Geiste das blaue Regiment stolz und glänzend ausrücken, sah es in steter Gefahr weiter ziehend durch feindliches Land, sah den blauen Ritter in mörderischer Schlacht. Aber — nicht allein sollte er da sein — nein, als Marketenderin, als barmherzige Schwester, irgendwie würde es ihr gelingen, bei ihm zu stehen, und irgendwie würde sie die ihm bestimmte

Kugel auffangen, würde sich schützend vor ihn werfen und sein Leben durch Hingabe des ihren retten! Und bei dem Gedanken an solch Sterben, für ein des Sterbens wertes Ziel, glaubte sie nicht banges Trauergeläut zu vernehmen, sondern ihre Seele war erfüllt vom siegreichen Klang einer jubelnden Fanfare.

Eine verspätete, in nüchterne Jahrzehnte verschlagene Romantikerin mußte wohl die kleine Ilse sein, mit der regen, Gaukelbilder schaffenden Phantasie, der nach großen Erlebnissen dürstenden Seele, der schwärmenden Begeisterung — doch daß sie es war, ahnte sie nicht, war sich selbst noch größtes Geheimnis, wußte auch nicht, daß wem die Fähigkeit jauchzenden Jubels gegeben, ebenso die des grenzenlosen Verzweifelns eigen zu sein pflegt.

Statt eines Krieges brachte dann aber der Frühling einen verspäteten Ball. Von einigen Familien wurde er im Klub des Städtchens arrangiert. Es war das erste derartige Fest, das Ilse mitmachen durfte. Ganz plötzlich hatte Papa den Entschluß gefaßt, sie hinzuführen. Papa auch war es, der ihr dort einen Herrn von Zehren vorstellte — ein belangloser, älterer Herr, wie es Ilses siebzehn Jahren schien — der Besitzer eines großen Gutes, wie Papa ihr nachher erzählte. Herr von Zehren führte Ilse korrekt und würdevoll durch die verschiedenen Touren einer

Française, und führte sie ebenso zum Souper. Er sprach dabei von dem ethischen Werte des die Gesinnungen befestigenden Landlebens; er schilderte den segensreichen, zurückhaltenden Einfluß, den Großgrundbesitzersfrauen berufen seien, auf die dem zügellosen Stadtleben zustrebende ländliche Bevölkerung auszuüben; er erwähnte, daß seine eigene Mutter das Muster einer also tätigen Landedeldame sei. Ilse schaute ihn bei diesen Worten zum erstenmal näher an: er mußte doch wohl jünger sein, wenn er noch solch eine Mutter besaß. Sie selbst hatte längst keine mehr. — Ein Gefühl der Einsamkeit überschlich sie da mitten im Balle, und es fuhr ihr durch den Sinn, wie schön es sein müßte, gerade heute eine Mutter zu haben. Aber das alles war nur wie ein Vorbeihuschen von Schatten. Nichts von all den neuen Eindrücken dieses Abends zählte ja neben dem einen langen Walzer, den sie mit dem blauen Märchenprinzen tanzte. Der allein war Wirklichkeit, weil er Traum war. Und er würde ewig unvergeßlich bleiben! Als sie längst daheim in ihrem weißen Bettchen lag, glaubte sie noch des Walzers Weise zu hören. Dies sanfte Wiegen, dies wehmütig Süße, das also war des unbekannten Lebens Melodie? Und wie seltsam war doch das Gefühl gewesen, das sie beschlichen hatte, als er zuerst beim Tanz den Arm um sie gelegt — anders wie bei all den anderen — beinah,

ja beinah wie ein bißchen Angst. Aber wovor? War es vielleicht eher Angst um ihn? Er gehörte ja einem heldenhaften, aber so gefahrvollen Berufe an! Jeden Augenblick konnte das Vaterland sein Leben fordern! Was für ein Idealist war doch solch ein Dragonerleutnant! Und welch schmerzliche Seligkeit müßte es sein, um ihn sorgen und zittern zu dürfen!

Während der nächsten Tage war eine große erwartungsvolle Unruhe in Ilse; immer wieder eilte sie zum Eckfenster, summte leise des Walzers Melodie vor sich hin und spähte hinab auf die Straße — aber die eine blaue Uniform, nach der sie Ausschau hielt, kam nicht vorüber.

Statt dessen kam Herr von Zehren Papa zu besuchen, und Papa behielt ihn zu Tisch da. In aller Eile gab Greinchen für Friedrich ein Paar frische weiße Baumwollhandschuhe zum Servieren heraus und ließ noch schnell ein Gericht einschieben — eine Büchse Schoten und gewickelte Eierkuchen als Beilage — und das Kompott wurde als süße Speise serviert mit Waffeln vom Konditor, die das Stubenmädchen atemlos geholt hatte.

Bei dieser Gelegenheit erfuhr Ilse, daß ihr Vater Herrn von Zehrens Mutter früher gekannt hatte. Wie tätig sie damals war, hob auch er hervor. Ja, solch eine energische Frau! Welch Glück für den Mann, welch Beispiel einem ganzen

Hauswesen! Greinchens gutmütiges Bulldoggengesicht nahm dabei einen ganz ungewohnt bissigen Ausdruck an, und Ilse dachte an die eigene tote Mutter — ob die wohl auch energisch gewesen? Sie wußte eigentlich gar nichts von ihr.

Und dann wandte sich Herr von Zehren mit der Frage zu ihr, ob sie das Landleben liebe? Ilse, die die Gabe besaß, bei Worten immer gleich Bilder zu sehen, erblickte im Geiste einen mit gelben Narzissen besäten Wiesengrund, durch den, unter überhängenden Erlen, ein Flüßchen plätscherte, zwei Menschen schritten Hand in Hand am Wasser entlang, zwei Menschen, die in Ilses Märchenland stets zusammen wandelten. „Oh ja!“ antwortete sie inbrünstig, nur die selbst beschworene Vision sehend, „das Landleben müßte .... himmlisch sein“. „Das freut mich sehr“, sagte Herr von Zehren so feierlich, als ob er Begleitworte zu einer Kirchengrundsteinlegung spräche.

Und wieder vergingen einige Tage. Was konnte nur geschehen sein, daß er gar nicht mehr vorbei kam? War er krank oder verunglückt? Einen schrecklichen Sturz draußen in der Setzallee des Waldes, wo die Offiziere ihre Pferde trainierten, sah Ilse sogleich vor sich, aber dann sagte sie sich, daß solches Begebnis doch im ganzen Städtchen längst bekannt geworden und auch zu ihr gedrungen wäre.

Und dann kam die Erklärung.

Das Abendessen war eben abgetragen worden, Greinchen hatte die Brille aufgesetzt und aus ihrem Arbeitskorb die defekte Damastserviette genommen, die sie heute noch stopfen wollte, da trat Friedrich ein, der alt war wie alles in diesem Haushalt und überreichte Papa die Abendpost. Der schaute zuerst ein bißchen in die Zeitungen, dann öffnete er den einen Umschlag, der dabei lag. Ilse konnte sehen, daß er eine gedruckte Anzeige enthielt.

„Schau, schau“, sagte Papa, nachdem er sie gelesen, „der hat sich also verlobt“. Er schob das Blatt Ilse hin: „Ein hübscher flotter Kerl — ich glaub, du hast neulich auf dem Ball auch mal mit ihm getanzt — die Familie der Braut kenn ich dem Namen nach — reiche Industrielle vom Rhein — für 'nen armen Leutnant höchst erfreulich, wirklich höchst erfreulich! — — Ja, und nun Ilse reich mir die Karten her — ich will dir noch einmal die Myrtenpatience zeigen, aber du mußt auch wirklich acht geben, daß du sie endlich lernst.“

Tagelang nachher ging die arme kleine Ilse mit dem Gefühl umher: „So etwas überlebt man nicht“. Ältere Menschen würden ob dieses Glaubens gelächelt haben, mit ein bißchen weh-

mütiger Sehnsucht nach den eigenen Jahren, da solch Empfinden noch möglich war; aber keine älteren Menschen erfuhren ja, daß dem Kind eine Welt vernichtet worden, wenn auch nur eine geträumte Welt. Ilse besaß niemand, mit dem sie sich aussprechen konnte, die Wirklichkeit, die sie umgab, war für Gefühlsgeständnisse wenig geeignet — vielleicht war das mit ein Grund, daß sie sich so leicht ein Märchenschloß geschaffen hatte. So versenkte sie sich ganz in das, was ihre siebzehn Jahre für einen lebenslänglichen Kummer hielten. — Was wäre denn das auch für ein Gefühl, das nicht lebenslänglich wäre? fragte sie sich mit der Intransigenz der Jugend, die nur Werden und noch nie Vergehen erlebt hat.

Als sie dann aber bemerkte, daß die Tage sich aneinander reihten, ohne den erwarteten Tod zu bringen, ja daß sogar der anfängliche Appetitmangel und die Schlaflosigkeit vor der Macht der Zeit wichen, sagte sie sich: „Ich bin offenbar zum Sterben zu gesund und vielleicht ist das gut so, denn für den armen kränklichen Papa wäre es doch hart, ganz allein mit Greinchen zurück zu bleiben, aber aller Hoffnung und Lebensfreude bin ich gestorben, für mich kann es nur noch ein Dasein strengster Pflichterfüllung geben". Und wie einst das Zauberschloß des blauen Ritters, so malte sie sich nun die graue Stadt des Entsagens aus. Zwischen Papa und Greinchen

würde sie die vielen, vielen Jahre vorüber schleichen sehen, und je älter Greinchen würde, desto mehr würde es ihr zufallen, die Damastservietten zu stopfen und aufzupassen, daß die Fenster ganz so blitzblank geputzt würden, als ob es sich je noch verlohnen könnte, durch ihre Scheiben hinauszublicken. Ja, so würde des Lebens Melodie werden! Keine wiegende, wehmütig süße Walzerweise — nein, eintönig knarrend wie ein Göpel, den müde Pferde im Kreise drehen.

Ilses Interesse an den Rehen des gegenüber liegenden Gartens, den Torten des schäbigen Konditorladens und den frühen Predigten Pastor Schmidts war völlig geschwunden, und wenn sie jetzt von weitem das Pferdegetrappel ausrückender Schwadronen vernahm, so schloß sie eiligst das Eckfenster, setzte sich ans Klavier und übte Tonleitern, mit aller Kraft ihrer schlanken Finger. Es war überhaupt merkwürdig, wie sehr in dieser Zeit der alte Flügel sie anzog, von dem sie mal gehört, daß er noch von der Mutter ihrer Mutter stamme. Als sei er ihr einziger Freund. Ein Freund, von dem sie dunkel ahnte, daß er Töne für alle Leiden berge, wenn es nur gelänge, sie ihm zu entlocken. Suchend tastete sie nach dem, was in den Saiten schlummern mochte, in schmerzlichem Bedürfnis sich selbst auszusprechen, wußte nicht, daß dieser künstlerische Drang, für inneres Erleben eine besondere Sprache zu finden, ein

ererbtes Gut war, von der einstmaligen Besitzerin des Flügels auf sie, die Enkelin, übergegangen. — In Einsamkeit stand sie vor all dem sich unbewußt leise in ihr Regendem. Der wohlmeinende, aber stets kränkelnde Papa, das um dessen Gesundheit dauernd besorgte Greinchen waren wohl nicht die geeigneten Menschen, dem Kinde sein inneres Wesen zu erklären und seinen Lebensweg so zu leiten, daß die Anlagen, die ihm durch Abstammung überkommen sein mochten, Entfaltung fänden. — So kam es, daß Ilse weniger noch von sich wußte als andere Siebzehnjährige, und bei der völligen Abgeschiedenheit, in der sie gelebt, auch gar nicht ermessen konnte, welcher Boden künftig ihrer Entwicklung gedeihlich sein würde.

So vergingen einige Monate, die Ilse so schrecklich lang schienen, wie die Zeit nur die noch ganz Jungen dünkt.

Dann erhielt sie einen Heiratsantrag von Herrn von Zehren.

Sie erhielt ihn durch Papa übermittelt, denn der Bewerber war ein korrekter Mann und hatte sich vor allem der väterlichen Zustimmung vergewissert.

„Ich brauche dir nicht erst zu versichern, daß du in deinen Entschließungen völlig frei bist“, sagte Papa, „aber ich kann nicht umhin, zu bemerken, wie sehr ich hoffe, daß du den ehrenvollen

Antrag dieses ernsten Mannes wohl überlegen wirst".

„Möchtest du denn nicht lieber, daß ich immer bei dir und Greinchen bliebe?" fragte Ilse.

„Wie könnte ich etwas so Unvernünftiges wünschen", erwiderte Papa, „ich bin alt und krank, und in Herrn von Zehrens Händen wüßte ich dich sicher geborgen, wenn ich mal die Augen schließe. Seine Charaktereigenschaften bieten die Gewähr für ein solides, fest begründetes Familienglück". Dann sprach Papa weiter von der materiellen Lage, die durchaus befriedigend und sicher sei. „Seit dem Tode seines einzigen Bruders ist Herr von Zehren Besitzer des Fideikommisses Weltsöden im Kreise Sandhagen, das er mit Hilfe seiner Mutter selbst bewirtschaftet. Er hat mir klar und offen über die dortigen Verhältnisse Aufschluß gegeben; es scheint ein Besitz zu sein, aus dem sich mit Kapital noch viel machen ließe. Und du hast ja das Vermögen deiner Mutter. Auch an künftige politische Betätigung denkt Herr von Zehren. — Auf eines freilich muß ich dich aufmerksam machen: er ist ein pflichteifriger Mann, gewohnt sich selbst nie zu schonen — als solcher wird er auch große Anforderungen an seine Frau stellen. Ein Leben ohne Verantwortung wie bisher wirst du dort nicht führen können: Du wirst großen Pflichten und Aufgaben gegenüber stehen."

Was Papa beinahe widerstrebend, um der Forderung unparteiischer Sachlichkeit zu genügen, hinzugesetzt hatte, und was manch anderes Mädchen abgeschreckt hätte, das war nun gerade für Ilse das Entscheidende. Hohe Pflichten und Aufgaben? Die wünschte sie sich ja! Nach einer Enttäuschung wie der jüngst erlebten, konnte es ja gar nichts anderes mehr für sie geben, — das Leben sollte hart und schwer sein und viel von ihr fordern, sie war bereit, großen Zwecken zu dienen. — An Herrn von Zehren selbst dachte sie dabei kaum — es erschien ihr wie eine Erleichterung und Rechtfertigung, daß sie für ihn so gar nichts von dem empfand, was ihre Phantasie für den Helden ihrer einstmaligen Träumereien erfüllt hatte.

So erklärte sie ihrem sichtlich erfreuten Vater ihre Bereitwilligkeit, die Werbung des ernsten pflichteifrigen Mannes anzunehmen.

Papa eilte aus dem Eckzimmer, wo die Unterredung stattgefunden und kehrte alsbald mit Herrn von Zehren zurück. Ilse hatte sich sein Erscheinen nicht so unmittelbar vorgestellt, und nun ward ihr doch etwas bang zu mute, besonders als Papa sagte: „Jetzt sprecht Euch aus, liebe Kinder, ich will nicht stören", und sie mit dem Fremden allein ließ.

Herr von Zehren kam mit langen Schritten zu ihr ans Eckfenster und ergriff ihre Hand. Er

war sehr lang und sehr mager, und seine hagere Gestalt mit den abschüssigen Schultern endete in einem auffallend kleinen Kopfe. Er nahm in Wahrheit wenig Platz ein, aber Ilse war, als fülle er plötzlich das ganze Zimmer mit seiner Gegenwart. Unwillkürlich trat sie noch dichter ans Fenster zurück.

„Die Antwort, die mir soeben übermittelt worden ist, beglückt mich unendlich“, begann er. Sie wußte nicht, was darauf zu sagen und schwieg daher. Er fuhr fort: „Ich heiße Theophil, liebe Ilse, willst du mich so nennen?“

„Ja, Herr von Zehren,“ antwortete sie, „ich werde Sie Theophil nennen, wenn Sie es wünschen.“

Er lächelte. Wie mädchenhaft scheu sie doch war!

„Aber du mußt auch du zu mir sagen“, sagte er.

„Ja, das werde ich wohl müssen, ... aber .... meinen Sie wirklich .... schon jetzt?“

„Ich bitte dich darum!“ Plötzlich beugte er sich von seiner ganzen langen Höhe herab, und sie hatte die Empfindung, als sei sie unter die Klinge eines scharfen Taschenmessers geraten, das auf sie niederklappte. Sie hielt den Atem an. — Es tat aber nicht weh. Er hatte sie auf die Haare geküßt, und ein bißchen von dem Kuß

hatte noch gerade ihre Stirn gestreift. Es war eine gleichgültige Empfindung . . . eigentlich gar keine. — „Bei den meisten Dingen ist offenbar die Angst vorher das Schlimmste", philosophierte Ilse innerlich, „was verheiratet sein eigentlich ist, weiß ich nicht, und hab ja auch niemand, den ich fragen könnte — aber damit wird es wohl ebenso gehen!"

„Hast du mich denn etwas gern?" hörte sie indessen Herrn von Zehren fragen.

„Nicht so sehr wie Papa und Greinchen", antwortete sie sofort, „ich kenne Sie, . . . dich ja auch noch nicht so lange." Und dann setzte sie, einer plötzlichen Eingebung folgend, hinzu: „Wenn Sie aber meinen, daß das nicht genug ist, um sich zu verheiraten, so sagen Sie es mir bitte, nicht wahr? Ich habe so ein Gefühl, als ob es beim Heiraten vieles geben mag, was Sie besser wissen müssen als ich!"

Es war doch erquickend, solcher Unberührtheit in unserer Zeit zu begegnen, dachte er und sagte: „Du empfindest genau, wie man es von einem wohlerzogenen Mädchen unserer Gesellschaft nur wünschen kann, liebe Ilse. Wir erwarten ja auch von der Frau, die wir heiraten, eine andere Art Gefühle wie . . . wie . . . nun wie von den anderen. Und Liebe? — Nun, die findet sich bei gut gearteten, pflichtbewußten Frauen ganz von selbst in der Ehe."

Am Abend dieses Tages schrieb Herr von Zehren seiner Mutter: „Sie ist in allem noch sehr jung, beinahe ein Kind, aber voll der besten Absichten und sicherlich leicht lenkbar, so daß alles Unerwünschte, genial Künstlerische, was etwa von der singenden Großmutter auf sie übergegangen sein könnte, ohne Mühe im Keim zu ersticken sein wird. Möchte es Dir, verehrteste Mutter, gelingen, sie zu modeln, daß sie Dir möglichst ähnlich werde! Ihre Gesundheit, nach der Du frägst, scheint mir vortrefflich: sie hat tadellose Zähne und volles Haar; sie ist noch recht mager, aber von ihrem guten Appetit konnte ich mich überzeugen und ich hörte, wie Fräulein Greiner sie ob ihres üblichen zehnstündigen Schlafes neckte; ich hielt es für richtig, da gleich zu erwähnen, daß in Weltsöden Winters um sechs und Sommers um fünf aufgestanden wird. Das Vermögen, das sie von ihrer Mutter direkt geerbt hat, das aber, wie Du weißt, vom alten Herzog Bernhard, ihrem morganatischen Großvater, stammt, ist größer noch, als wir dachten — so bildet es immerhin eine Entschädigung für die durch die Großmutter so sehr gestörte Ahnenreihe. Die Zinsen hat der Vater nicht, wie ihm freistand, verausgabt, sondern sie alljährlich zum Kapital geschlagen. Ich werde es jetzt, bei der Urbarmachung von Wüste Teufelstrift, gut verwenden können. — Der Vater scheint mir recht

abgängig zu sein, und von ihm hat sie ja auch noch mal ein Erkleckliches zu erwarten. Väterlicherseits hat sie nur ganz entfernte Verwandte, wie Du wohl schon aus dem Gotha ersehen haben wirst; mütterlicherseits sind überhaupt keine vorhanden, was unter den gegebenen Verhältnissen ja eine Erleichterung ist."

Gleich nach der Verlobung reiste Herr von Zehren auf sein Gut zurück, und Ilse hatte die Empfindung, als sei eigentlich gar nichts Besonderes geschehen, nur daß sie an einem ihrer schlanken Finger einen glatt goldenen Reif, ihren künftigen Trauring, trug, der die Tendenz hatte, leicht herabzurutschen, und daß Greinchen sie häufig lang und innig ansah, sich die Augen wischte und flüsterte: „So eine glückliche Braut, das ist doch was zu Schönes".

Und dann fuhr Papa mit ihr auf einige Tage nach Berlin. Dort sollte sie verschiedene Verwandte ihres Verlobten kennen lernen und mit ihrer künftigen Schwiegermutter zusammentreffen, die es bereitwillig übernommen hatte, für Ilse die Ausstattung auszusuchen „wie sie sich für Weltsöden schicke". — Dieser Begegnung ging Ilse mit sehnsüchtig pochendem Herzen entgegen, denn wie nun auch das Verheiratetsein sich er-

weisen mochte, eine Mutter zu besitzen, mußte unter allen Umständen schön sein! —

Die verwitwete Frau von Zehren, geb. von Saßmacken, war beinahe ebenso lang wie ihr langer Sohn, aber wo er vertrocknet und verwittert war, hatte sie sich ausgedehnt, nicht zu Rundungen, sondern zu weiten Flächen. Es war alles groß an ihr, mit Ausnahme der Augen, die klein, schlau und wie versteckt hinter den weiten Backenflächen lagen. Die laute, häufig in polterndes Lachen übergehende Stimme erweckte zuerst nur den Eindruck ländlich ungenierter Derbheit; sie schien zu sagen: „Ich habe stets so laut sein dürfen, wie ich wollte, denn ich erscholl ja immer nur über eigenen Feldern". Sie konnte aber auch bisweilen eine zweite Klangart annehmen, die weniger bieder, sondern mehr hart und herrisch war.

Mit kräftig zupackenden Händen, die an breiten Gelenken saßen, faßte Frau von Zehren ihre künftige Schwiegertochter bei den Schultern, zog sie ans Licht und sagte: „Also dich hat sich mein Theophilchen ausgesucht? na, laß dich mal anschauen".

Ilse hatte dabei die Empfindung, als würde sie von einem Elefanten inspiziert; es beruhigte sie, sich dabei zu erinnern, daß diese Dickhäuter in der Naturgeschichtsstunde als gutmütige Tiere geschildert wurden — besonders rührende Ge-

schichten gab es ja über ihre Freundlichkeit gegen die kleinen Kinder in Indien — doch als sie zu Frau von Zehren aufschaute und in ihre kleinen Augen blickte, erinnerte sie sich plötzlich, gelesen zu haben, daß die Elefanten bisweilen auch sehr böse werden können und dann in der Wut alles niedertreten.

Die Schwiegermutter war doch ganz anders, als sich Ilse eine Mutter vorgestellt hatte!

Frau von Zehren ihrerseits äußerte, nach diesem ersten Zusammentreffen mit der künftigen Schwiegertochter, zu ihren beiden Schwägerinnen, Askania und Lidwine, die für die große Gelegenheit ebenfalls nach Berlin gekommen waren: „Wenn man von der Ilse abrechnet, was die Schneiderin an Spitze und Chiffon hinzu getan hat, so bleibt für mein Theophilchen wenig genug übrig."

„Aber im wesentlichen ist es doch eine erfreuliche Partie, liebe Gottliebe," warfen die Fräulein von Zehren schüchtern ein. Sie waren magere, eingeschrumpfte alte Jungfern; in ihrer Jugend hatte man ihnen die sich ihnen bietenden Heiratsmöglichkeiten ausgeredet, „damit das Geld nicht aus der Familie gehe"; jetzt lebten sie abwechselnd in Weltsöden und in dem benachbarten adligen Stift zum heiligen Dornenkranze, dem sie angehörten, und die Familie, der man sie einst geopfert, war zu ihrem Götzen geworden.

Sie darbten und sparten an allen Ecken, um dem in Theophils hagerer Person verkörperten Begriff dereinst etwas mehr hinterlassen zu können.

Am Abend dieses Tages gab Frau von Zehren in einem der großen Berliner Hotelrestaurants zu Ehren der Verlobten ein Diner, bei dem sie die Zehrensche und Saßmackensche Verwandtschaft vereinigte.

Man konnte sofort erkennen, zu welcher der beiden Familien die Einzelnen gehörten. Die Zehren waren alle dürr und zusammengeschrumpft, die Saßmacken dagegen breit und auseinanderfließend, so daß die ewig hungrig ausschauenden Zehren wie verwitterte Felsen zwischen den weiten Flächen der wohlgenährten Saßmacken hervorragten. Die Herren hatten alle das Johanniterkreuz aus weißem Tuch auf den Frack geheftet; ein paar Damen trugen Diamanten in geschmacklosen Goldfassungen, andere begnügten sich mit Broschen aus Hirschzähnen; Tante Askania und Tante Lidwine aber hatten, wie bei allen ganz feierlichen Anlässen, die blank getragenen Schwarzseidenen angelegt, in denen sie dereinst auch begraben sein wollten, und auf ihren verkümmerten Busen ruhte, gleich einem Symbol der Entsagung, das silberne von einem Dornenkranz umschlungene Kreuzabzeichen ihres Stiftes.

Laute Stimmen hatten sie alle; die Männer

sprachen, als kommandierten sie auf Exerzierplätzen, die Frauen, als trieben sie Mägde auf Gutshöfen zur Arbeit an. Papas Stimme konnte Ilse in dem Gedröhne gar nicht vernehmen. Wie fein und schmal er doch mit seinem welken, leidenden Gesicht neben Frau von Zehren aussah! Und Ilse, für die Papa bis dahin eigentlich nur eine entfernte, geheimnisvolle Respektsperson gewesen war, empfand da plötzlich und zum erstenmal ein Gefühl naher Zusammengehörigkeit. Sie hätte dem gern nachgesonnen, aber da stand schon der Onkel Zehren-Kummerfelde — Eiffel-Zehren, wie man ihn nannte — in seiner ganzen Länge auf, klopfte ans Glas und erklärte schnarrend, daß in den hier vertretenen altpreußischen Familien von jeher jedwedes Lebensereignis zuerst einen Blick zum Throne hervorgerufen habe, und daß dieser Geist noch heute in ihnen allen lebendig sei — und in diesem Sinne fordere er die Anwesenden auf, mit ihm zu rufen: Seine Majestät, der König, Er lebe hoch! hoch! hoch! — Alle Anwesenden waren aufgesprungen; die ältere Generation stimmte in das Hoch schallend ein; die jüngeren Herren dagegen schrien eifrig: hurra, hurra, hurra!

Kaum hatte sich der Onkel Zehren-Kummerfelde gesetzt, so erhob sich der Vetter Zehren-Kandau und bewillkommnete die Braut in der „Familie". Dies Wort mußte sicher mit lauter

großen Buchstaben geschrieben sein, so feierlich wurde es ausgesprochen. Und Ilse erfuhr, daß die Zehren viel älter landeingesessen seien als das Herrscherhaus, zu dessen Throne sie bei allen Gelegenheiten emporblickten; sie hörte, wie Thilo und Witold Zehren einst der Schrecken der Straßen gewesen waren, und die Reisenden des Mittelalters Gott mit Zähren um Schutz vor den Zehren angefleht hatten; sie hörte, daß alle Zehrensche Burgen und Güter im dreißigjährigen Kriege zerstört worden seien, und noch heute die Wüste Teufelstrift öde und verlassen an der Stelle läge, wo einst blühende Gehöfte gestanden, die die Kaiserlichen und Schweden niedergebrannt hatten. Das erste Haus, was nach jenen Schreckensjahren von dem einzig überlebenden Zehren, Kaspar Zehren, wieder aufgebaut worden war, hatte er dann „Weltsöden" genannt. Und Segen hatte auf diesem Hause gelegen, es war zum Stammsitz des seitdem weitverzweigten Geschlechts geworden, die jüngeren Linien Zehren-Kummerfelde, Zehren-Kandau, Zehren-Wansen waren aus ihm hervorgegangen. Ja wahrlich, Gottes Verheißung: Dein Same soll sein wie Sand am Meere, war an den Zehren in Erfüllung gegangen! — Sie alle hatten dann als Staatsbeamte und Militärs, vor allem aber als Landjunker, jene kernigen Eigenschaften besessen, von denen man wohl sagen darf, daß die Größe

Preußens auf ihnen beruht, erklärte der Redner mit biederer Selbstgefälligkeit, und ihre Frauen hatten sämtlich auch noch zum guten alten Schlag gehört, wo die Frau in den Interessen des Mannes aufgeht und nichts eigenes mehr kennt; eine jede von ihnen hatte auch das Hab und Gut der Familie wacker gemehrt. — Als Schlußeffekt erwähnte dann Vetter Zehren-Kandau, daß ein Ahnherr eine vom Landesfürsten einst beabsichtigte Standeserhöhung abgelehnt habe, weil kein Menschgeborener einen Zehren zu erhöhen vermöchte.

Die Rede sollte eigentlich Ilse gelten, aber es war eine Eigentümlichkeit aller Zehren, daß sie stets auf die eigene Bedeutung zu sprechen kamen, und als der Kandausche Vetter sich setzte, hatte er so viel Rühmliches über „die Familie“ gesagt, daß Papa, der nun aufstand und auf sie sprechen wollte, kaum Neues mehr hervorzuheben fand. So entstand denn ein allgemeines Hochrufen und Anstoßen auf das Brautpaar. Dabei fiel Ilses neuer Ring, der die Tendenz hatte herabzugleiten, von ihrem schlanken Finger nieder und rollte auf den Tisch. „Ich glaube, wir müssen ihn wirklich etwas enger machen lassen,“ sagte sie zu Theophil, aber Frau von Zehren warf ein: „Trag ihn doch vorläufig auf dem Zeigefinger, denn in Weltsöden sollst du mir schon dicker werden, da rutscht er nicht mehr herunter; Zehrensche Eheringe halten fest.“

Nach dem Essen stand man noch etwas bei Kaffee und Zigarren herum, und es wurde die blöde Glücksstimmung zur Schau getragen, in der sich die Menschen bei Verlobungen nun einmal gefallen, als habe noch niemand je von unglücklich ablaufenden Ehen gehört. Über den Likörgläsern machten Onkel und Vettern mit geröteten Gesichtern allerhand täppische Späße und flüsterten in wohl vernehmlichen Stimmen Theophil all die zarten Neckereien ins Ohr, die, nach ihrem ländlich derben Geschmack, der Gelegenheit zu entsprechen schienen. Während dem wurde Ilse von Tanten und Basen gemustert und beurteilt und bekam noch viel über Weltsöden und die Familie zu hören. —

Aber es wurde bald aufgebrochen, denn eigentlich war man sich doch ganz fremd. Die des Stadtlärms ungewohnten Landdamen gähnten schon längst verstohlen vor sich hin und sehnten sich, schlafen zu gehen, während die Herren im Gegenteil nur darauf brannten, den Frack mit dem keuschen weißen Kreuze gegen unscheinbarere Tracht zu vertauschen, um dann den angebrochenen Abend in Berliner Lokalen möglichst fidel zu beschließen.

„Heiliger Theophil, du mußt mit!" riefen die Jüngeren.

„Kindings, das schickt sich doch nicht für einen Bräutigam!" warf Onkel Eiffel-Zehren ein.

„Ach was! Nicht wahr, er darf doch? Du gibst ihm Urlaub, Cousinchen?“ wandten sich einige Vettern lärmend an Ilse. Und ein ganz junger sagte beruhigend mit verschwommenen weinseligen Äuglein: „wir werden schon auf ihn achtgeben.“

„Achtgeben? Das hat unser Theophil doch nicht nötig,“ rief ein anderer. —

Während die Gesellschaft noch also im Hotelflur stand, und Mäntel und Hüte aus der Garderobe gebracht wurden, trat von der Straße kommend ein großer, schlanker Mann durch die Drehtüre ein. Sobald er Theophil erblickte, kam er auf ihn zu, und sie begrüßten sich wie alte Bekannte.

„Also Sie sind wieder in Deutschland?“ fragte Herr von Zehren, „ich vermutete Sie in Petersburg?“

„Ach nein, von dort bin ich längst fort,“ antwortete der Fremde. „Zuletzt war ich in Japan und augenblicklich habe ich einige Wochen Urlaub. — Doch Sie selbst? was führt Sie nach Berlin? ich dachte, Sie lebten jetzt ganz auf Ihrem Gute?“

„Allerdings, seit dem Tode meines Bruders ist das ja meine erste Pflicht,“ antwortete Zehren gemessen, „denn nichts kann auf dem Lande die Aufsicht des Herrn ersetzen. Aber ich habe mich verlobt, und meine Mutter hat gerade heute hier ein Familiendiner für uns gegeben. Sie müssen

meine Braut kennen lernen," und sich zu Ilse wendend, sagte er: „Erlaube mir, dir Baron von Walden vorzustellen."

Der Fremde verbeugte sich tief vor Ilse, und als er sie dann anblickte, fuhr sie plötzlich zusammen. Beinahe erschrocken. Wo hatte sie denn schon solche Augen gesehen? und woher kam ihr sein ganzes Wesen so bekannt vor? woran erinnerte er sie nur? — — Wie ein verblaßtes, aus weiter Vergangenheit auftauchendes Bild sah sie da, während eines kurzen Augenblicks, das Gesicht des blauen Ritters ihrer frühesten Träume noch einmal vor sich — aber schon war es fern, fern, wie in dichtem Nebel zerflossen. — Glich Herr von Walden etwa jenem? — Seltsam! sie konnte sich jetzt auf die einst so wohlbekannten Züge nicht mehr genau besinnen — es war, als habe der Fremde sie da in dieser Sekunde aus ihrem Gedächtnis verwischt.

„Wer war denn das?" fragte sie, als er sich empfohlen hatte und starrte ihm nach wie einer rätselhaften Vision.

„Wolf von Walden?" sagte Herr von Zehren gleichgültig, „oh, den kenn ich schon lange. Er kam auf die Universität ein Semester ehe ich abging, und jetzt ist er in der Diplomatie."

„Wolf von Walden," wiederholte Ilse leise, als sei es eine geheimnisvolle Zauberformel, deren verborgenen Sinn sie hinter dem melodi-

schen Klange suche, „Wolf von Walden — ich habe doch den Namen noch nie gehört."

„Nein, wahrscheinlich nicht," antwortete Herr von Zehren, „er stammt nämlich aus einer Familie Siebenbürger Sachsen und erst er ist als ganz junger Mensch nach Deutschland zurückgewandert."

„Warum tat er das denn?" fragte Ilse, und es war ihr dabei, als zwänge sie fremder Wille zu fragen.

„Na, vermutlich, weil die Deutschen sich dort nicht sonderlich wohl fühlen," erwiderte Herr von Zehren. „Und er ist jemand, der sich gern betätigen und hervortun möchte. Schon als Student hatte er allerhand hohe Ziele und Ideen, schwärmte für ein Großdeutschland und solche gute Dinge."

„Oh, das finde ich schön," sagte Ilse wie träumend, „jemand, der von weither zu seiner ursprünglichen Heimat zurückkehrt und nun etwas ganz Großes für sie leisten möchte."

„Na ja," antwortete Zehren gönnerhaft, „ist ja auch ganz nett — aber eigentlich haben wir in Deutschland Deutsche genug."

„Morgen um acht Uhr holst du mich ab," hatte Frau von Zehren nach dem Diner zu Ilse gesagt, „hier in der Stadt sind die Leute ja alle

Langschläfer, da findet man früh die Läden leer und kann in Ruhe aussuchen."

Und so geschah es. Frau von Zehren hatte eine lange Liste all dessen aufgestellt, was in Weltsöden fehlte, und danach wurde nun Ilses Ausstattung zusammengesetzt. Dieses Ergänzungsverfahren war zwar praktisch und den Begriffen Zehrenscher Weltordnung wohl angemessen, aber für Ilse bot es wenig Befriedigung; sie konnte kein Interesse an all diesen vereinzelten Stücken gewinnen, die zu lauter ihr unbekannten Sachen passen sollten. Und während Frau von Zehren Heißwasserkannen und Linoleumteppiche für einige Fremdenzimmer bestellte, wo diese Dinge gerade schadhaft geworden sein sollten, schweiften Ilses Gedanken weit ab. Was konnten das wohl für große Ziele sein, die für Deutschland zu erreichen waren? fragte sie sich sinnend. Und ihre Phantasie malte ihr abenteuerliche Entdeckungszüge in dunkle Erdteile aus und Verhandlungen mit wilden schwarzen Häuptlingen, worin diese, gegen einige Schnüre Glasperlen, weite Gebiete zur Besiedlung an blonde germanische Männer abtraten. — Über solche Bilder sah sie gar nicht die Emailwaschgeschirre, die Frau von Zehren für Dienstboten kaufte.

In einem Laden aber erwachte doch ihr Interesse. Da hatte man ihr weiße Möbel mit großblumigen Kretonnebezügen gezeigt, und sie rief:

„So möchte ich mein eigenes Schlafzimmerchen haben!" Aber Frau von Zehren antwortete mit entschiedenem und alles weitere abschneidendem Tone: „Euer Schlafzimmer ist überhaupt fix und fertig. Es ist dasselbe, was mein seliger Mann und ich bewohnt haben, und wo auch mein Theophilchen geboren wurde. Die Einrichtung ist noch wie neu, Nußbaum mit hellbraunem Rips und Straminborten, die ich alle selbst zu meiner Aussteuer gestickt habe. Man war zu meiner Zeit fleißig mit der Nadel."

Danach überließ Ilse alles ganz der Schwiegermutter, was diese selbstverständlich zu finden schien. Auch Theophil gab ja in allem seiner Mutter nach; er hatte sonst recht entschiedene Ansichten, wie Ilse allmählich erkannte, aber vor einer Einsprache der herrischen alten Dame wichen sie sofort. — Frau von Zehren verstand es eben meisterhaft, sich überall Geltung zu verschaffen; sogar die Berliner Ladenkommis flogen bei den Befehlen dieser Landedeldame mit der lauten Stimme, den langen flachen Hängebacken, listigen Äuglein und großen groben Händen, die so genau Leinwand auf Wert oder Unwert zu befühlen verstanden. — Als sie aber einmal in einem Laden nicht rasch genug bedient wurde, sah sie den Verkäufer durchbohrend an und sagte: „Guter Mann, Sie scheinen nicht zu wissen, mit wem Sie zu tun haben: Ich bin die Frau von Zehren auf

Weltsöden." — Und merkwürdigerweise wirkte es auf den verdutzten Jüngling, als habe sie gesagt: Ich bin der Polizeipräsident von Berlin.

Die mit Besorgungen angefüllten Berliner Tage glitten an Ilse vorüber wie der wirre Fiebertraum einer kranken Wirtschaftselevin. Allerhand ernsthafte, langweilige Dinge, Kupferkasserollen und Staubtücher, Spirituslampen und Bettvorleger, die alle seltsam bedrohliche Fratzen zu schneiden schienen, zogen da in feierlicher Polonaise vorüber. Sie wußten, das Wichtigste für eine Ehe waren sie. Und Frau von Zehren erwies sich als unermüdlich in der Beschaffung dieser sicheren Grundlagen des neuen Hausstandes. Sie ließ Ilse dabei kaum zu Atem kommen, denn sie sagte: „Unnütz solle man nicht in den teueren Berliner Hotels herumhocken und nicht mehr als durchaus nötig gutes Geld vom Lande an die Städter verausgaben."

Als Ilse dann wieder mit Papa zurück war in ihrem heimatlichen Städtchen, ging auch dort die Zeit schneller vorüber als je zuvor, und plötzlich war der Herbst und mit ihm der Hochzeitstag gekommen. — Ilse hatte einmal nach Weltsöden geschrieben, wie schön es doch sein würde, eine kleine Hochzeitsreise nach Italien zu machen, aber Theophil antwortete, daß er dazu leider keine Zeit haben werde, da er die Arbeiten in Wüste Teufelstrift selbst überwachen müsse. Frau von

Zehren, der ihr Sohn offenbar Ilses Brief mitgeteilt hatte, schrieb ihrerseits: „Sie halte nichts vom faulen Herumlungern in welschem, katholischem Lande als Beginn eines norddeutschen Ehelebens — die Ehe sei kein Spaß, sondern die Übernahme ernster Pflichten gegen Land und Bevölkerung, man solle daher auch dort beginnen, wo man von rechtswegen hingehöre."

Ernste Pflichten. Ja, ja, die wollte Ilse ja auch übernehmen. Waren es denn nicht gerade die, die sie zuerst angelockt hatten? Ja — ja — aber — sie war doch vielleicht schon etwas weniger pflichtenthusiastisch als damals bei der Verlobung — und es blieb doch recht schade, daß die Reise nach Italien aufgegeben werden mußte.

Von ihrem Hochzeitstag erinnerte sie sich wenig. Wenn sie später daran zurück dachte, war es mehr ein theoretisches Rekonstruieren, wie es alles gewesen sein mußte. Die vielen Zehren und Saßmacken, die geschäftige Aufregung von Greinchen, der längs des gutmütigen Bulldoggengesichts beständig Tränen herabsickerten, die Feierlichkeit des alten Friedrich. Die Trauung hatte in der Stadtkirche auf dem Marktplatz stattgefunden. Theophils neun lange und eckige Nichten hatten mit allzu hohen Stirnen und straff zurückgekämmtem weißblonden Haar als Brautjungfern hinter ihr gestanden; die eine hatte gerade ein Gerstenkorn und die andere eine

entzündete Oberlippe. Dann mußte wohl das Dejeuner gekommen sein mit den Reden und dem Vorlesen der von allerhand Ilsen meist unbekannten Menschen gesandten stereotypen Glückwunschtelegramme. — All das war unpersönlich und konnte bei vielen anderen Hochzeiten genau ebenso gewesen sein.

Nur an einen Augenblick erinnerte Ilse sich später als an ihr eigenstes Erlebnis. Als sie schon ihr Reisekleid angehabt hatte, blieb sie noch einmal am Fenster des Eckzimmers stehen und schaute hinüber zu dem großen Garten; die alten Bäume rauschten im Herbstwind, und die Rehe hatten sich eng aneinander gedrängt, unter ihrem Schutzdach vor dem beginnenden Regen geborgen. Papa war hereingekommen, um ungestört von ihr Abschied zu nehmen und da, ganz plötzlich, hatte sie sich ihm in die Arme geworfen, wie noch nie im Leben, mit einer sinnlosen, rasenden Angst im Herzen, die wie ein Ertrinken war. Sie hatte kein Wort herauszubringen vermocht, so sehr schüttelte sie ein krampfartiges Weinen. Und Papa hatte auch die Fassung verloren. Er klopfte sie unablässig auf die Schulter und sagte in einem fort: „Es ist ja gar nicht so schlimm, es ist ja gar nicht so schlimm.“ Und bei diesen immer wiederholten Worten mußte Ilse, ebenso unvermittelt wie sie geweint, nun auf einmal lachen — denn gerade so und mit demselben Tonfall hatte ihr

Papa einst zugeredet, wie sie als Kind krank gewesen und die Arznei nicht hatte nehmen wollen: „Sie schmeckt gar nicht so bitter, sie ist wirklich nicht so bitter."

In diesem Augenblick hatte Frau von Zehren ins Zimmer geschaut und ungeduldig gemahnt: „Ilse, Ilse, es ist die höchste Zeit, der Wagen wartet." Als sie aber das tränenüberströmte Gesicht ihrer Schwiegertochter erblickt, hatte sie sie mit kräftig zugreifenden Händen bei den Schultern gepackt und gerufen: „Ich glaub gar, du weinst? Du gehst doch in dein Glück! So einen Mann wie mein Theophilchen kriegt wahrhaftig nicht jedes Mädchen!" „Sie müssen das Kind entschuldigen," hatte Papa sanft geantwortet.

Dann hatte Ilse plötzlich mit Theophil im geschlossenen Wagen gesessen, und in dem stärker und stärker gegen die Scheiben klatschenden Regen war es die Breitestraße hinunter und zum Bahnhof gegangen.

In dem Eisenbahnkupee, als der Zug aus der Halle gerollt war, und die Stadt mit der nächsten ihr noch wohlbekannten Waldumgebung verschwand, und die Gegend fremd, wie ein neues Leben, wurde, hatte das krampfartige Weinen Ilse noch einmal gepackt. Stumm und unbeholfen saß Herr von Zehren ihr gegenüber, in dem großkarrierten Reisemantel und einer eben-

solchen Mütze, die für seinen Kopf etwas zu weit war. Seine langen, ungelenken Beine sprangen über den Sitzplatz weit vor, so daß seine mageren Kniee ihr Kleid streiften. Er tat ihr plötzlich leid, so daß sie noch schluchzend sagte: „Du mußt mir nicht böse sein." Und Theophil antwortete feierlich: „Ich achte deine Gefühle, liebes Kind; sie sind mir eine Bürgschaft für die Zukunft, denn eine anhängliche Tochter wird sicher auch eine pflichttreue Frau werden." — Da schlug Ilses Weinen unvermittelt in Lachen über, und sie rief: „Oh Theophil, genau dasselbe hat ja der Pastor heute früh bei der Trauung gesagt." — „Ja," antwortete er gemessen, „es war eine gute Rede — und nun — da wir ja hier allein sind, gestattest du wohl, daß ich mir eine Zigarre anzünde, ich kam nach dem Dejeuner nicht mehr dazu, und sie fehlt mir nach dem Essen." — —

Abends spät trafen sie in Berlin ein. Dort wollten sie die Nacht bleiben und am nächsten Morgen weiterreisen nach Weltsöden.

Und nun war der nächste Morgen gekommen, wie auch solche Morgen schließlich einmal kommen. — Sie standen unten im Bahnhof Friedrichstraße. Ihr Mann nahm die Billette und gab das Gepäck auf. Er hatte nicht viel Übung im

Reisen und schien nervös und hastig. Dadurch dauerte es sehr lange. Sie wartete etwas abseits beim Handgepäck. Mit großen Augen, in denen ein neuer, erschreckter Ausdruck lag, starrte sie vor sich hin. Unaufhörlich fuhren Droschken vor. Koffer, die von dem noch immer niederströmenden Regen durchnäßt waren, wurden von draußen angeschleppt und dann am Gepäckschalter nach den verschiedensten Weltgegenden aufgegeben — arme, zerstoßene, in dem grauen Wetter kläglich aussehende Dinge, die willenlos hierhin, dorthin mußten, nach fremdem Geheiß. Ist man denn selbst etwas so sehr anderes? dachte Ilse.

„Guten Morgen, gnädigstes Fräulein!" tönte es da plötzlich an ihr Ohr.

Überrascht wandte sie sich um.

„Herr von Walden?" sagte sie erstaunt und empfand wieder bei seinem Anblick jenes unerklärliche Gefühl, als habe sie ihn schon lange gekannt und fände ihn wieder.

Er hatte die Zigarette, die er rauchte, fortgeworfen und war zu ihr getreten; sie fühlte, daß er sie forschend betrachtete.

„Welch reizendes Zusammentreffen," sagte er, „aber kann ich Ihnen nicht vielleicht irgendwie behilflich sein?"

„Oh nein, ich danke Ihnen," antwortete sie, „ich warte nur . . auf . . . die Billetts. Aber,"

setzte sie hastig hinzu, „was tun Sie hier? verreisen Sie?"

„Ja," antwortete er, „mein Urlaub ist abgelaufen, und ich stehe gerade im Begriff, mich auf meinen neuen Posten zu begeben — nach Marokko."

„Ach," rief Ilse sehnsüchtig, „wie schön muß das sein, solche Reisen machen zu können."

„Ich freu mich auch sehr darauf," sagte er, „aber Sie selbst, gnädigstes Fräulein, reisen doch auch. Was ist denn Ihr Ziel?"

„Wir . . . wir fahren . . . nach . . . "

In diesem Augenblick kam Theophil, erregt und geschäftig, vom Gepäckschalter zurück. „Na endlich ist das erledigt," sagte er, „was hat man mit den Kerls für eine Schererei! Nun komm aber rasch hinauf, liebes Kind! Da hast du dein Billett, du mußt es oben vorzeigen — aber verlier es nur nicht." Jetzt erst gewahrte er Walden, der neben Ilse stand und verwundert von ihr zu ihm schaute. „Was, Sie sind da, Walden? Guten Tag! Guten Tag! Aber verzeihen Sie! Wir müssen schnell hinauf!"

„Ja, mit welchem Zuge reisen Sie denn?"

„Schnellzug nach Sandhagen."

„An der Ostbahn? Oh, da haben Sie noch Zeit. Na, ich begleite Sie hinauf, mein Zug geht ein paar Minuten nach dem Ihrigen."

Während Herr von Zehren mit langen Schrit-

ten voranstürmte, hatte Walden Ilses Handtäschchen genommen und schritt neben ihr die Treppe hinauf.

„Also Sie sind schon verheiratet?" sagte er, und in seiner Stimme war jetzt ein anderer Klang.

„Ja," antwortete sie leise, „seit gestern."

„Wie . . . seltsam . . . ist doch das Leben," murmelte er vor sich hin, und dabei fuhr er sich mit der Hand über die Stirn, als wolle er irgend eine Vorstellung verscheuchen. —

Und wieder fühlte sie, daß er sie einen Augenblick forschend betrachtete, als läse er in ihren Zügen etwas Neues, etwas, das gestern noch nicht darin gestanden.

Da senkte sie die Augen.

Als sie wieder aufblickte, waren sie oben in der großen Bahnhofshalle angelangt. Er schaute sie jetzt nicht mehr an, sondern sprach mit Theophil.

„Ein interessantes Land, Ihr neuer Posten!" hörte sie ihren Mann zu Walden sagen.

„Ja," antwortete dieser, „und eines der letzten, wo noch nicht alles an andere vergeben ist — es wäre schön, wenn sich da etwas für Deutschland machen ließe.

„Na, na," meinte Theophil, „machen Sie man dort vor allem keine Verwicklungen! Schwärmer wie Sie haben schon oft Feuer und Blut über die Welt gebracht, und das Fatale bei

solchen Geschichten ist, daß wir Steuerzahler nachher dafür aufkommen müssen, und daß die sozialdemokratischen Stimmen dadurch anwachsen."

„Ich gehe ja nur als bescheidener Sekretär hin," erwiderte Walden lachend, „da werde ich schwerlich Gelegenheit haben, ein Muspili zu entfachen."

„Na Gottlob!" sagte Theophil und setzte dann hinzu: „Und wenn Sie das nächstemal auf Urlaub kommen, so besuchen Sie uns doch in Weltsöden."

„Es wäre schon möglich, daß ich mal in Ihre Gegend käme," antwortete Walden, „mein früherer Chef, Helmstedt, ist doch wohl Ihr Nachbar?"

„Sogar mein allernächster. Aber er ist bisher immer nur kurz dagewesen — die Gräfin hat, fürchte ich, keinen rechten Sinn für unser norddeutsches Landleben — aber vielleicht sind sie jetzt nach seinem Rücktritt mehr in Frohhausen."

Doch da donnerte der Zug auch schon dröhnend und dampfend in die Halle. Die Waggontüren flogen auf. Eilige Menschen stiegen aus den Wagen, noch eiligere klommen hinein. Hurtige Träger belegten Plätze mit Handgepäck.

Nun lehnte Ilse am offenen Fenster ihres Abteils.

Walden stand mit abgenommenem Hute unten auf dem Bahnsteig.

„Also — gute Fahrt!" rief er hinauf.

„Ihnen auch — glückliche Reise," antwortete sie von oben.

Dann ging es wie ein plötzliches Erschauern durch die lange Reihe großer schwerer Wagen. Der Zug setzte sich in Bewegung.

Ilse schaute noch einmal zurück, und da war ihr, als habe sich Waldens Gesicht in dieser Sekunde völlig verändert — woher kam das Mitleid, die Trauer, die Ungeduld, in die sie da blickte? Wozu machte er die paar raschen Schritte dem Zuge nach, als wolle er ihn anhalten? Was hatte das zu bedeuten?

Aber schon waren sie aus der Bahnhofshalle heraus, ehe sie recht wußte, ob sie das alles denn auch wirklich gesehen hatte.

„Seltsam," sagte sie sinnend, „wie wir diesem Herrn von Walden begegnen! Zuerst gleich nach unserer Verlobung und jetzt wieder gleich nach unserer Hochzeit — hat es nicht etwas — etwas Schicksalhaftes?"

„Schicksal," antwortete ihr Mann, „ist ein Wort, das man nicht gebrauchen sollte — wir haben Pflichterfüllung und Gottvertrauen."

Dabei zog er aus der Tasche seines großkarrierten Mantels die Kreuzzeitung, schob sie

Ilse hin und vertiefte sich dann selbst in eine Broschüre über die Maul- und Klauenseuche.

Ilse hatte sich in die entfernteste Wagenecke gesetzt, wo seine weit vorspringenden Kniee ihr Kleid nicht streifen konnten. Sie schloß die Augen.

Es war später Nachmittag, als der Zug in Station Sandhagen hielt. Aus den tief hängenden Wolken drieselte ein feiner kalter Regen herab auf das weite, sandige, ewig dürstende Land. Ganz flach dehnte es sich aus, nur stellenweise anschwellend zu einstmaliger Dünenbildung. Kümmerliche, nordischem Krummholz gleichende Kiefern wuchsen da kärglich, alle durch den stetig wehenden Ostwind wie in trauernder Sehnsucht gen Westen geneigt. Die Stadt selbst lag weiter landeinwärts, man sah ihre Umrisse mit dem einen mächtigen Trutzturm grau in grau am Horizonte verschwimmen.

Einige Honoratioren waren von dort zur Station gekommen, um Herrn von Zehren zu beglückwünschen und als erste daheim erzählen zu können, wie die junge Weltsödensche Frau denn eigentlich ausschaue. Mit diesen stämmigen, vierschrötigen Herren mußte ein Glas geleert werden in dem kleinen Bahnhofsrestaurant, wo Töpfe mit verkümmerten Myrten am Fenster standen und auf der schokoladefarbenen Tapete, zwischen allerhand agrarischen Anzeigen, ein Öldruckbild

der unglücklichen Königin Luise prangte, die einst in dieser Gegend auf ihrer Flucht gerastet haben sollte.

Jochem der Kutscher und Jürgen der Knecht, beide mit arg verregneten hochzeitlichen Sträußen im Knopfloch, verluden mittlerweile die Koffer zwischen Stroh auf dem Leiterwagen und breiteten eine Plane darüber; darauf fuhr Jürgen damit ab.

Als man dann endlich aus dem Bahnhofsgebäude heraustrat, sagte Herr von Zehren: „Aber Jochem, du hast ja den geschlossenen Wagen genommen?“ „Ich dachte doch,“ antwortete Jochem und kratzte sich hinterm Ohr, „von wegen die junge gnädige Frau, die doch aus der Stadt ist.“ „Aber jetzt ist sie eine Landfrau, Jochem, und mit dem offenen Jagdwagen wären wir viel rascher vom Fleck gekommen.“ — „Ja, zwei Stunden werden die Herrschaften bei den Wegen heute schon brauchen,“ meinte der Stationsvorsteher, der Ilse in die schwere geschlossene Kutsche half. Dann stieg Theophil ein, Jochem knallte mit der Peitsche, an die er ebenfalls ein kläglich herabhängendes Sträußchen befestigt hatte, und das Gefährt setzte sich in Bewegung.

„Fatale Gewohnheit der Leute, dies Biertrinken,“ knurrte Herr von Zehren nach einer Weile, „ich fürchte, die Kälte ist mir auf den Magen gefallen — aber weißt du, die Stadt Sandhagen

wählt mit in unserem Kreise, und die Sozialdemokraten wühlen da schon gerade genug gegen uns — drum darf man's eben mit den paar guten Elementen nicht verderben."

Nach einigen Minuten Fahrt hielt der Wagen, und durch die vordere Fensterscheibe gewahrte Ilse, wie Jochem oben auf dem Bock den Zylinder mit der Kokarde abnahm, ihn sorgfältig in eine Hutpappschachtel tat, die er hinter seinen Beinen wohl verborgen hielt und statt dessen eine Livreemütze aufsetzte. Dann ging es weiter.

Es dunkelte rasch. Ilse konnte bald nichts mehr von der Gegend unterscheiden. Sie fühlte nur, daß der Wagen die Chaussee verlassen hatte und dann auf tiefem Sandweg schwer und langsam weiter fuhr in die Finsternis hinein. An einigen besonders schwierigen Stellen hörte sie Jochem den Pferden ein ermunterndes „Man tau, man tau" zurufen — oder war das Papa, der zu ihr sagte: „Es ist nicht so schlimm, es ist nicht so schlimm" — sie wußte nicht mehr, was wirkliches Erleben, was träumendes Erinnern war. Aber sie mußte dann doch wohl eine Zeitlang fest geschlafen haben, denn plötzlich schreckte sie auf, konnte sich zuerst gar nicht recht besinnen, wo sie war und hörte dann Herrn von Zehren sagen: „Gleich werden wir ankommen."

Der Wagen war in einen weiten Hof eingebogen. Auf der einen Seite sah Ilse hoch oben

an einem Gebäude ein Transparent, an dem das Wort „Willkommen“ in dem immer heftiger wehenden Winde unruhig hin und her flackerte, noch einmal aufflammte und dann zu erlöschen schien.

„Das hat der Verwalter am Giebel des Wirtschaftsgebäudes angebracht,“ erklärte Theophil, „drüben auf der anderen Seite wohnen wir.“

Nun hielten sie vor dem Herrenhause. Aus der weit geöffneten Tür fiel Lichtglanz hinaus ins Dunkel. Viele Menschen standen da wartend. Und Theophil stellte vor: Der Verwalter Rumkehr und seine Frau, die Hofmeister der Vorwerke, der Förster. „Na Treumann,“ unterbrach er sich, „Sie haben sich ja auch mittlerweile mit der Anne Dore verheiratet?“

„Zu Befehl, vor vier Tagen,“ antwortete strammstehend der große junge Förster, von dessen gebräuntem Gesicht die blaßblonden Haare und Brauen und die blauen Augen beinahe weiß abstachen.

„Und wo ist denn Ihre Frau?“

Eine junge rosige Frau, die mit strahlenden Augen zu dem Förster aufschaute, trat vor.

Wie glücklich sie aussieht! dachte Ilse, während Herr von Zehren weiter zu Treumann sprach: „Morgen komme ich raus und seh nach, wie weit Ihr in Teufelstrift seid.“

„Morgen schon?“ entfuhr es dem erstaunten Förster.

„Gewiß,“ antwortete Herr von Zehren feierlich und so laut, daß alle Umstehenden ihn hören mußten, „denn das Bewußtsein, eine Familie gegründet zu haben, muß uns erst recht mit neuem Arbeitseifer erfüllen.“

Und dann nannte er Ilse die noch übrigen, den Gärtner, seine Gehilfen, die Gartenweiber, den Schweizer, den Schäfer, die Mamsell, den Diener, die Mädchen.

Es waren beinahe lauter Leute aus der Gegend, die zum Teil schon lange auf dem Gute waren. Aus ihren meist wässerig blauen Augen schauten sie Ilse prüfend, aber ohne sonderliches Wohlwollen an: Sie war die neue Frau — ja — aber sie war vor allem eine Fremde, und vorläufig würde man sich ihr gegenüber abwartend verhalten. Unwillkürlich empfand das Ilse, und die wohlbekannten Gesichter der Leute daheim bei Greinchen stiegen in ihrer Erinnerung auf; sie hätte so gern ihr eigenes langgewohntes Mädchen von dort mitgenommen, aber Frau von Zehren hatte dagegen entschieden: „Fremde paßten nicht nach Weltsöden.“

Von den Menschen blickte nun Ilse zu den Dingen. An den Türen waren Girlanden aus Tannenreisern und Herbstlaub angebracht. Ge-

orginen saßen darin wie bunte regelmäßige Rosetten.

„Wie hübsch Sie alles geschmückt haben," sagte Ilse freundlich.

„Ach wir hatten ja auch draußen so viel chinesische Laternen angebracht," erzählte der Verwalter, „aber der Wind hat sie alle ausgelöscht — es wollte gar nicht recht festlich werden."

„Auch die Georginen müßten viel schöner sein," sagte der Gärtner, „aber sie sind mir zu sehr verregnet."

„Ja," warf die Mamsell ein und rümpfte die Nase, „sie riechen ganz säuerlich und lassen schon die Blätter fallen — wir werden die Girlanden bald wieder abnehmen müssen — auf alle Fälle, ehe die gnädige Frau Mutter zurückkömmt, sie kann das nicht sehen, wenn irgendwo auch nur ein Stäubchen liegt."

„Aber nun wollen wir zu Abend essen, Mamsell," unterbrach sie Herr von Zehren, der die übrigen schon entlassen hatte, „ich möchte endlich was Warmes zu mir nehmen. Das kalte Bier von vorhin liegt mir immer noch auf dem Magen. Komm, liebes Kind!" Und damit führte er Ilse in das lange, niedrige, dunkel getäfelte Speisezimmer, in dem eine von Hirschgeweihen gehaltene Hängelampe den Eßtisch beschien. „Aber du hast ja falsch gedeckt, Peter," wandte er sich sofort verweisend zum Diener, „hier oben an der

Spitze ist doch der Platz meiner Mutter, der hat immer für sie frei zu bleiben; die gnädige Frau und ich werden rechts und links von ihr sitzen."

Als Peter den Tisch umgedeckt hatte, sagte Theophil zu Ilse: „Es ist besser, daß das von Anfang an so gemacht wird, Mama kömmt ja in einer Woche hierher zurück."

So saßen sie an jenem ersten Abend im Weltsödener Speisezimmer. Es gab da nahrhafte warme ländliche Gerichte, und Mamsell hatte rasch einen heißen Grog für Theophil gebraut. Der tat ihm wohl; er wurde sichtlich vergnügter, verlangte, daß Ilse auch davon koste, und einmal, als Peter gerade das Zimmer verlassen hatte, haschte er sogar über den Tisch nach ihrer Hand und drückte die dicken roten Lippen darauf, die wie ein Widerspruch in seinem mageren Gesichte standen. Ilse fuhr erschreckt zusammen, denn es war ihr gerade jetzt an diesem Tisch, der mit seinen Blumen und Früchten etwas beruhigend Behagliches hatte, zum erstenmal gelungen, all das aus ihrem Gedächtnis zu bannen, was sie den ganzen Tag wie ein unheimliches Gespenst hinter sich gefühlt hatte. — Sie schaute ihren Mann angstvoll an und gewahrte in seinen Augen den seltsamen Ausdruck wieder, den sie seit gestern abend kannte. —

Sie schob ihren Teller weg und wäre am liebsten davongelaufen — den ganzen weiten Weg zurück zu Papa und Greinchen — aber das war

ja unmöglich. Sie kam sich plötzlich völlig verloren und hilflos vor. Nun zwang sie sich, recht langsam weiter zu essen. Das hielt wenigstens Peter im Zimmer. — Aber auch das zierlichste Spielen mit einer Treibhaustraube, das gedankenverlorenste Zerpflücken der Verveineblättchen im Wasser der Fingergläser und das sorgfältigste Abtrocknen der gewölbten rosa Nägelchen muß schließlich ein Ende nehmen.

Herr von Zehren war aufgestanden.

„Nun wirst du mir das ganze Haus zeigen, nicht wahr?“ bat sie.

„Nein, dazu ist es heute wirklich zu spät, liebes Kind,“ antwortete er, zog ihren Arm durch den seinen und sagte schmunzelnd: „Wir wollen in unser Zimmer gehen.“

Es war das Zimmer, das Frau von Zehren Ilse geschildert hatte. Nußbaum mit hellbraunem Rips. Über den Gardinen waren Lambrequins aus Straminstickerei angebracht, lila Stiefmütterchen zwischen rehfarben abschattierten gotischen Ornamenten; ebensolche Streifen zierten die Polstermöbel und waren alle Werke von Frau von Zehrens rührigen Händen. Auf der braun und goldenen Tapete hingen Daguerreotypen und Photographien von vielen Zehrens und Saßmackens, die, gegen Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, als die ganze bräutliche Einrichtung neu gekauft worden war, selbst auch jung und frisch ge-

wesen sein mochten. Zwischen ihren verblaßten Gesichtern prangten verschiedene eingerahmte Bibelsprüche.

An einer Wand aber standen ernst und feierlich die beiden in Nußbaum geschnitzten Betten dicht nebeneinander, gemischte Vorstellungen von Altar und Schlachtbank erweckend. Auf dem schneeweißen Kopfkissen des einen Bettes lag, weithin sichtbar, ein Buch.

„Was ist denn das?" wandte sich Herr von Zehren, darauf weisend, an das derbe rothändige Stubenmädchen, das eben die Vorhänge an den Fenstern zusammenzog.

„Die gnädige Frau Mutter hat vor ihrer Abreise das Buch auf das Bett der jungen gnädigen Frau gelegt," antwortete das Mädchen und stapfte mit einem mühsam unterdrückten Grinsen auf dem breiten Gesicht aus dem Zimmer.

Ilse nahm das Buch und schlug es auf. Theophil schaute neugierig über ihre Schulter hinein, und zusammen lasen sie:

F. A. Ammon.
Mutterpflichten.

Darunter stand in Frau von Zehrens steiler Handschrift:

„Meiner Schwiegertochter zu Beherzigung."

„Ja, ja," sagte Theophil, „Mama ist wie das Landrecht, sie denkt vor allem an den Zweck der

Ehe — na, und weißt du, kleines Ilseken, der ist eben für einen Majoratsherrn auch wirklich verflixt wichtig."

Ilse lernte zwei ganz verschiedene Inkarnationen desselben Theophil kennen. Da war der Theophil der Tage, gemessen und würdevoll; in Geste und Tonfall an Kanzel- und vaterländische Vereinsredner mahnend, deren Sätze auf Amen oder Hurra auszuklingen pflegen. Lehrreich und herablassend nannte der sie: „Liebes Kind." — Und daneben gab es einen ganz anderen Theophil, jenen, der, wie manche Katteen- und Violensorten, nur mit einbrechender Dunkelheit sein wahres Wesen offenbarte. Sobald die ihm Halt verleihende Tagesgewandung von ihm abglitt, gingen seine ungelenken Glieder wie ausgerenkt auseinander, und mit dem allzu kleinen Kopf auf dem allzu langen Halse und den abschüssigen Schultern glich er dann in seiner Dalbrigkeit einer verliebten Giraffe. Mit heißem Atem in ihr Ohr flüsternd, nannte sie dieser Theophil: „Mein Lutschbonbonchen!"

Ja, immer genauer lernte sie die beiden so verschiedenen Inkarnationen kennen! Lernte auch beobachten, daß, je ungemessener der eine Theophil sich seinen Gefühlsäußerungen hingegeben hatte, der andere um so feierlicher des

nächsten Tages war. Als schäme er sich nachträglich dessen, was er einige Stunden vorher doch Liebe genannt. Als fürchte er, sich durch dies Gefühl zu sehr an Ilse zu verlieren und etwas von der Autorität einzubüßen, die ihm als Mann und Zehren zustand. Wie um das Gleichgewicht wieder herzustellen, sprach er dann besonders viel über Pflicht. Von den Pflichten der Regierung zur Erhaltung des so notwendigen Standes der Großgrundbesitzer, von den Pflichten des Geistlichen gegenüber dem Kirchenpatron, von den Pflichten all seiner eigenen Angestellten hatte er ja stets gern geredet; jetzt aber, wo er sich für „eine junge ungefestigte Frau verantwortlich fühlte", sprach er am allermeisten über „die Pflichten des Weibes". — Er wußte deren eine ganze Liste, und sie bedeuteten eigentlich nichts Geringeres, als ein völliges Aufgeben jeglicher eigenen Persönlichkeit. Die Selbstauflösung als höchste sittliche Forderung. Das Besessenwerden des einen Menschen durch den anderen, der passive Daseinszweck, dem sich Ausleben dieses anderen zu dienen. — Geschmack, Ansichten, Stimmungen, Sehnsuchten der Frau waren in der Zehrenschen Weltordnung wertlose Faktoren. Die Aufgabe des Weibes bestand darin, möglichst rasch und auf allen Gebieten zur gänzlichen Unterordnung und Anschmiegung an den lebenslänglichen Herrn, den Mann, zu

gelangen. — Mit weihevollem Augenaufschlag nannte Theophil dies alles zusammenfassend „das Aufgehen in den Interessen des Mannes". — Als Gegenleistung stellte er Ilse den etwas vagen Begriff in Aussicht, „sie in Ehren halten zu wollen", wie es einem deutschen Edelmann gezieme und schon Tacitus an den alten Germanen rühme.

Es war kein leichter Kursus, den die kleine Ilse bei diesem Lehrmeister durchmachte!

Und doch sagte sie sich, daß alles, was die Tage brachten, vielleicht zu ertragen gewesen wäre. Aber sie lernte ja auch den Ekel vor sich selbst kennen und die brennende Sehnsucht, irgendeinen Winkel auf Erden zu besitzen, wo man sich gegen jedermann einschließen und wieder „ich" sein darf. Das späte Einschlafen bei verhaltenem Schluchzen kannte sie, den immer wiederkehrenden Traum, daß es ja alles gar nicht wahr sei, und dann das Entsetzen beim Erwachen, es doch alles wahr zu finden.

„Nur noch Pflichten" hatte sich die kleine Ilse einst gewünscht, nach jener ersten Lebensenttäuschung, die ihrer ahnungslosen Jugend beschert worden — wenige Monde nur war das her, heut aber dünkte sie ihr ganzes damaliges Empfinden in graue Fernen gerückt, heut, wo sie erfahren, daß es Dinge gibt, die, sobald sie Pflicht scheinen, Erniedrigung bedeuten. — Sie sagte sich dies alles aber nicht gleich so deutlich, denn

während dieser ersten Zeit ging sie wie verstört umher in dem neuen fremden Leben, erst allmählich dämmerte es in ihr auf, daß sie grausam betrogen worden war. „Hätt ich das alles gewußt, ich würde nie ja gesagt haben," dachte sie und erschrak, daß sie es dachte. Denn ach, wie sollte sie es nur anfangen, dies Leben zu ertragen, das eigene Unwissenheit und Irrtum anderer in falsche Bahnen gelenkt und das so unabsehbar lang vor ihr zu liegen schien?

Die verregneten chinesischen Laternen, die Festgirlanden mit den säuerlich riechenden rosettenartigen Georginen waren abgenommen worden. Mamsell hatte ein großes Reinmachen veranstaltet; in Holzpantinen wateten dabei die Mädchen durch das Seifenwasser, das sich über die Steinfliesen des Flures ergoß; mit Waschen und Wischen, Schütteln und Klopfen wurde der Dämon Staub vertrieben. — Und dann war die gnädige Frau Mutter zurückgekehrt. Theophil hatte sie von Sandhagen abgeholt. Nun war der Platz am oberen Ende des Eßtisches wieder besetzt. Und nicht er nur. Frau von Zehren füllte das ganze Haus. Sie füllte es mit ihrer Stimme und mit ihrer rastlosen Emsigkeit. In die verborgensten Winkel drangen ihre kleinen tückischen Augen, und vom eigenen Sohn bis zur letzten Magd im Schweinestall prüfte ein Jeder, ob nicht geheime Schuld sein Gewissen drücke. —

Ilse mußte der Schwiegermutter überall folgen, treppauf, treppab, vom Boden bis zum Keller, durch die Wirtschaftsräume, Vorratskammern, Waschküche und Ställe. Für den nahenden Winter gab es da so viel vorzubereiten, als ginge man einer Belagerung entgegen, lauter Dinge, von denen Ilse im kleinen städtischen Haushalt Greinchens nichts geahnt hatte. „Ahnungslos" war ja überhaupt das Wort, das Frau von Zehren in ihrem Innern oft wiederholte, als endgültiges Urteil über die kleine zierliche Schwiegertochter, mit den großen erschrockenen Augen. Sie gab sich auch nicht viel Mühe, Ilse zu unterweisen, denn es war so viel leichter, die Dinge, wie seit Jahren, mit Mamsell selbst weiter zu besorgen. Aber dabeistehen sollte Ilse, darin lag ein für ungefestigte Jugend heilsamer Zwang; sie sollte nicht etwa persönlicher Anlage folgend, eine eigene unabhängige Tätigkeit suchen, denn das wäre der gestrengen Frau von Zehren als Zeitvergeudung erschienen, als Mißachtung des geheiligten Begriffes „in den Interessen des Mannes aufzugehen".

So schaute denn Ilse zu, wie Mamsell im Obstkeller Birnen und Äpfel auf langen Borden ausbreitete und aus den Mottenkisten Winterdecken hervorholte, die weithin einen tränentreibenden Duft von Naphthalin, Pfeffer und Tabak verbreiteten. Eine unheimliche Handlung

des häuslichen Kultes, der Ilse mit faszinierten Interesse folgte, war auch das Zerhacken der großen Zuckerhüte in unregelmäßige Stücke; sie zitterte bei jedem Schlag um Mamsells Finger, und das Knirschen des Zuckers gemahnte sie an Eis, aus dem sich Nordpolfahrer Hütten bauen. Aber das Schlimmste dünkten Ilse doch die Schlachttage — da hob sich ihr das Herz, wie damals in der Geschichtsstunde, wo die Menschenopfer der Azteken geschildert wurden, ein dunkler Strudel tat sich vor ihr auf, der sie unentrinnbar hinabzog — sie konnte einfach nicht dabeibleiben.

Und das also waren die großen Pflichten? Sie sollten das Leben füllen? sie und die Schrekken dunkler Stunden? — —

Ob die Männer vielleicht höhere, ernstere Aufgaben besaßen? Sie hatten doch alle soviel von „der Familie" gesprochen, in dem bloßen Wort schon hatte Ruhmesklang gelegen. Und Ilse suchte mehr von der Familie zu erfahren.

Treueste Hüterinnen dieses Wissens vom Zehrentum, seinen Anfängen, Kämpfen und Zielen, waren anerkanntermaßen die beiden alten Tanten, Askania und Lidwine, die, wenn sie nicht im Stift zum heiligen Dornenkranze weilten, in einem kleinen Häuschen am Ende des Weltsödener Gartens ihr stilles Dasein führten. Es war dies eigentlich Wittumhaus, aber Frau

von Zehren hatte es den Schwägerinnen überlassen, da sie ja bei dem Sohn im Haupthaus wohnte. Die beiden verhutzelten Fräulein, mit den flachen Busen und schwarzen Kleidern, pflegten von den toten Zehren des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts wie von jüngst verstorbenen Verwandten zu reden, über deren Verlust es schwer hält hinweg zu kommen. Herren, die, in Allongeperücke, friderizianischem Haarbeutel oder prall anliegenden Uniformen der Freiheitskriege, aus wurmstichigen Rahmen von den Wänden herabblickten, wurden Ilse als der teure Gisbert, der unvergeßliche Job, der früh abberufene Kuno genannt. Das Interesse, das die hübsche junge Nichte für all die alten grauen Histörchen über diese Längstentschwundenen zeigte, schmeichelte den beiden Stiftsdämchen. Aber wie sehr Ilse auch fragte und lauschte, besonders Hervorragendes und Begeisterndes konnte sie nicht entdecken. Die Familie war eine sehr alte, aber sie war stets in ereignisloser Mittelmäßigkeit stecken geblieben. Mittlere Zivil- und mittlere Militärämter hatten die Zehren gelegentlich bekleidet und dazu mittelgroße Güter besessen. Eine gewisse Größe lag nur darin, daß sie dies seit so vielen Jahrhunderten getan hatten. Mit der gleichen Konsequenz hatten sie auch, soweit es in dieser nicht reichen Gegend möglich gewesen, seit altersher stets getrachtet, wohlhabende Mäd-

chen zu heiraten — aber auch darin waren sie über ein gewisses unauffälliges Mittelmaß, das Neigung als Motiv immer noch glaubhaft erscheinen ließ, nie hinausgekommen. Es war sogar ein charakteristischer Zug des Zehrentums, im Biedermannston von der Liebe zu reden, auf der sich alle Zehrenschen Ehen aufbauten — man glaubte es ihnen schließlich beinahe, daß sie ideal und uneigennützig angelegte Edelnaturen seien, und es war sicher nur eine Folge des besonderen, auf ihnen ruhenden Segens, daß ihre Gefühle sich nie finanziell Unwürdigen zuwandten.

Auf dem Gottesacker, rings um die Weltsödener Dorfkirche, lagen alle seit dem dreißigjährigen Kriege gestorbenen Zehren begraben, und noch ältere Leichensteine, die nach jener allgemeinen Verwüstung wieder aufgefunden worden, waren da nachträglich aufgestellt. — Nach dem Gottesdienst, bei dem allsonntäglich der himmlische Segen auf „den Patron dieser Kirche und sein ganzes Haus" herabgefleht wurde, wobei die Gemeinde verstohlen zum Zehrenschen wappengeschmückten Gestühl blickte, und Theophil sich darin würdevoll und doch demütig in ganzer Länge aufrichtete, — nach solcher Erbauung blieben die Tanten Askania und Lidwine gern an den Gräbern stehen und erklärten Ilse die verwitterten alten Inschriften, während die herbstlichen Birken- und Ebereschenblätter auf sie

niederrieselten. — Da lag Gudulla Borgwedde, die mit Claus Caspar verheiratet gewesen — deren Geld hatte zum Wiederaufbau des Weltsödener Herrenhauses beigetragen; Radegunde Ramschwagin, Hans Ellarts Frau und Erbtochter auf Vorwerk Todtenbehr, das sie in die Familie gebracht; Hetelwine Eptingen, Tam Segewins Ehegemahl, mit deren Mitgift Dürrenheide urbar gemacht worden war. Und so ging es weiter — eine lange Reihe von Frauen, deren Geld in den hungrigen, sandigen Boden gesteckt worden war, ohne ihn fett machen zu können, und die nun längst selbst in ihm schliefen. Jede von ihnen hatte, zu ihrer Stunde, der Bereicherung und Fortpflanzung der Familie Zehren gedient und war von ihr aufgesogen worden, ohne doch ihre magere Mittelmäßigkeit zu wandeln. —

Und im Rieseln der herbstlichen Blätter sann Ilse nach über all diese toten stillen Frauen, sann nach, wie wohl ihr Leben gewesen, und ob auch sie morgens die Angst vor dem Tage, abends die Furcht vor der Nacht gekannt? —

Eine Ecke des Kirchhofs war für diejenigen Zehren freigehalten, die künftighin noch sterben würden. Askania und Lidwine hatten sich hier längst schon ihre beiden Plätzchen ausgesucht und sprachen mit solchem Gleichmut von der Zeit, wo sie, in den blank getragenen Schwarzseidenen, da liegen und auf die Auferstehung warten

würden, als handle es sich um eine Reise, für die sie im Eisenbahnkupee gute Eckplätze belegt hätten. —Ilse aber erschauerte angstvoll im rauhen Herbstwind bei dem Gedanken, auch einst hier auf dem Kirchhof zu liegen. Sie konnte es sich nicht vorstellen, daß ein mit dem Zehrenschen und ihrem eigenen Wappen geschmückter Grabstein auf ihr lasten würde, und künftige Kirchhofsbesucher sich über die Inschrift beugen und dann sagen würden: „Ilse, des Theophil Frau — ach ja, mit deren mütterlichem Erbteil ist damals Wüste Teufelstrift angeschont worden." — Aber es war nicht so sehr der Begriff des Totseins, gegen den sich ihr junges Leben sträubte, als die Vorstellung, mit diesen Menschen, denen sie sich so wesensfremd fühlte, für alle Zeiten vereint schlummern zu müssen.

Unter dem neuesten der Grabsteine ruhte Gotthold, Theophils älterer Bruder, durch dessen Tod diesem Weltsöden zugefallen war. Er hatte eine Witwe mit neun Töchtern hinterlassen. Im Alter von zweiundzwanzig bis herab zu sechs Jahren standen die Nichten, denn mit einem ans Heroische grenzenden Eigensinn hatte die jetzt verwitwete Schwägerin, Mechtildis, sich immer neuem Versuche hingegeben, ob nicht doch noch der ersehnte Sohn und Erbe ihr entsprießen würde. — Aber statt seiner war Tochter auf Tochter gefolgt, und nun, nach ihres Mannes

Tode, wohnte sie mit ihnen allen, kümmerlich und verbittert, in einem früheren Pächterhaus, das sie von Theophil mietete. Es waren dies die Mädchen, die Ilse zuerst als Brautjungfern bei ihrer Hochzeit gesehen, groß und eckig, mit allzu hohen Stirnen unter straff zurückgekämmtem weißblonden Haar, alle neun litten sie leicht an geröteten Augen oder entzündeten Ohren und Lippen, stießen beim Sprechen mit der Zunge gegen die Zähne und schienen um Mund und Nase stets leicht geschwollen zu sein. Aber sie trugen ihre Häßlichkeit wie eine Schickung Gottes, gegen die anzukämpfen frevelhafte Auflehnung sein würde.

Aus diesem Hause wehte Ilse eine besonders kühle Luft entgegen. Den Augen der bei der ständigen Pflege ihrer Töchter bitter grübelnden Mechtildis erschien die junge Schwägerin als die sie verdrängende Siegerin, die nun sicher den Erben gebären würde, der ihr selbst versagt geblieben. Bei jedem Besuch musterte sie sie verstohlen und erkundigte sich mit krankhaft regem Interesse nach Ilses Gesundheit; es zog die blutleere, ausgemergelte Frau immer wieder hin zu der Nachfolgerin auf Weltsöden, und ob sie gleich nicht wollte, konnte sie es doch nicht lassen, stets von neuem in all diesen verschleierten Fragen zu spüren. Sie hätte es nie zugegeben, und es konnte ihr selbst ja auch nichts mehr nützen

oder schaden — aber in den tiefsten Gründen ihres Wesens erblickte sie in jedem schwindenden Tag, der das Kommen eines Zehrenschen Erben nicht näher brachte, eine Genugtuung für sich, die töchterreiche Frau.

Und da waren noch andere Augen, die lauernd zu Ilse hinblinzelten und in unbewachten Augenblicken feindlich auf ihr ruhten. Fräulein von St. Pierre, die Hofdame bei einer kleinen Fürstlichkeit und Cousine von Mechtildis war, verbrachte bei dieser häufig ihre Urlaubszeiten. Theophil, der eckig magere, hatte sich früher von diesem reifen Mädchen mit der glatten weißen Haut und den behaglichen Rundungen jahrelang verschwiegen anschwärmen lassen. Es war ihm das ein wohlig umschmeichelndes Gefühl gewesen, etwa wie das Bewußtsein, daß irgendwo ein weicher Lehnsessel stände, stets bereit, ihn mit geöffneten Armen zu umfangen. Aber er ließ sich nicht umfangen — höchstens, daß es mal zu einem verstohlenen Händedruck gekommen — im Gegenteil betonte Theophil damals, daß er als jüngerer Sohn an Heiraten gar nicht denken könne. Als ihm dann aber durch des Bruders Tod Weltsöden zugefallen war, hatte Fräulein von St. Pierre bestimmt gehofft, daß die magere Hand, die sich bisher nur im verborgenen von ihren eigenen wohlgepflegten Fingern hatte streicheln lassen, nunmehr offen nach ihr greifen würde, um sie aus

allen bitteren Abhängigkeiten des Hoflebens hinaus in die süße Geborgenheit einer standesgemäßen Ehe zu führen. — Aber es widersprach allen Zehrenschen Grundsätzen, ein armes Mädchen zu heiraten, und Theophil verstand es, sein Herz zu stählen und Grundsätzen wenigstens treu zu bleiben. — Fräulein von St. Pierre war zwar gleich nach des seligen Gotthold Tod zu der trauernden Mechtildis geeilt, doch Theophil vermied alle Gelegenheiten, in den verschwiegenen Alleen des Parks, oder an dem von trautem Zusammenleben summenden Teekessel, mit der appetitlich molligen Hofdame allein zu sein. Mit weihevollem Augenaufschlag und dem abgeklärten Lächeln der Entsagenden sprach er von der nicht näher definierten „Pflicht" als einzigen Richtschnur im Leben eines Majoratsherrn. — Bei seiner bald darauf erfolgenden Vermählung richtete sich Fräulein von St. Pierres Enttäuschung dann auch nicht gegen Theophil, in dem sie ein Opfer sah, sondern gegen die ahnungslose Ilse, die ihr als kokette Herzensräuberin erschien. Denn Fräulein von St. Pierre dachte in Quadersteinen; es gab kein Rütteln, das ihre einmal gefaßten Anschauungen verschoben hätte; sie lebte in einer Welt unumstößlicher Begriffe, wie es ihr als einer Hofdame wohlanständig erschien: Man war Herr oder Dame, hoffähig geboren oder

nicht, gut oder böse. Ilse ward ungesehen und ungehört den Bösen zugezählt, und Fräulein von St. Pierre widmete ihr jenen gefährlichen Haß, dessen geistig Unbemittelte fähig sind.

Ilse empfand, dunkel und ohne sich noch die Gründe recht zu erklären, das Feindliche, das sie umgab. Zuweilen, wenn sie zwischen ihrer Schwiegermutter, Mechtildis und Fräulein von St. Pierre saß, war ihr, als sei die Luft mit lauter spitzen Glassplittern erfüllt, die von allen Seiten auf sie eindrangen. Dann überkam sie ein Gefühl des Frostes und der Armut, daß sie hätte betteln mögen — aber um was, wußte sie selbst nicht recht — vielleicht um jenes kostbarste aller Geschenke, ein bißchen Zärtlichkeit.

Die gab ihr niemand. Theophil am allerwenigsten. Er kannte nie fremde Sehnsucht, nur immer eigenes Verlangen. — Ilse erinnerte sich später, daß sie in jener ersten Zeit, wo sie sich oft wie gestrandet vorgekommen, bei einbrechender Dämmerung einmal allein in ihrem Zimmer gesessen hatte, das Herz schwer von innerer Verlassenheit. Da war Theophil eingetreten, und unwillkürlich und unüberlegt hatte sie ihm die Hand hingehalten. Sie empfand ja solch ein Bedürfnis nach leisen freundlichen Worten, nach etwas Musik des Herzens! — Aber statt dessen war es dann alles so garstig gewesen! — Gab es denn wirklich zwischen Mann und Frau

immer nur diese eine Tonart? Durfte das sein, daß ein Mensch den anderen zu einer willenlosen, ihm gehörenden Sache erniedrige? —

Er aber, der vor der herrischen Mutter in lebenslänglicher schwächlicher Nachgiebigkeit verharrte, fand einen seltsamen Reiz darin, sich selbst immer wieder zu beweisen, daß er dieses scheuen, zag zurückschreckenden Wesens Gebieter sei.

So glitten die Tage dahin und reihten sich aneinander zu Wochen und Monden.

In Wüste Teufelstrift wurde fleißig gearbeitet. Vom Morgengrauen an war Förster Treumann mit seinen Leuten draußen. Wenn sie in der Frühe kamen, lagerte der dichte Nachtnebel noch bläulich kalt und alles verbergend über der Erde; die Arbeiter tappten hinein und verschwanden schon nach ein paar Schritten in dem wehenden Grau, wie Schiffe auf nebliger See. Trieb aber ein Lufthauch den Dunst auseinander, daß der Boden für einen Augenblick dazwischen sichtbar wurde, so erhöhte dies noch den Eindruck unheimlicher Meerfahrt, denn langhin rollenden Wogen gleich schien dann die gelbbraune Sandfläche sich bis in weite Fernen zu ziehen.

Nach Tische pflegte Theophil seine Mutter und Ilse im kleinen Jagdwagen hinauszufahren.

Dann stand man draußen eine Weile herum, und immer wieder wurden dieselben Dinge mit dem Förster besprochen. Boden siebenter Klasse war stellenweise Wüste Teufelstrift! Da mußten die schlimmsten Partien erst mal mit Besenpfriem angepflanzt werden, und wo der Sand gar zu sehr verwehte, wurden Spriegelzäune gebaut, ihn zu halten. — Bessere Teile bepflanzte man gleich mit zweijährigen Bankskiefern. Zwei Männer mit der Kulturleine schritten voraus, steckten sie mit Pflöcken an beiden Enden fest und bezeichneten dann die Stellen, wo die jungen Pflänzchen, anderthalb Meter auseinander, hinkommen sollten. — Ihnen folgten zwei Reihen Frauen; die ersten gruben mit Spaten die Löcher, die zweiten pflanzten die Bäumchen schnell ein, daß die geöffnete Erde nicht noch mehr austrockne. — Auf einer anderen weiten Strecke dagegen wurden jetzt nur die Löcher gegraben, daß sich während des Winters der Schnee darin sammle, und im Frühjahr gepflanzt werden könne. — Eine dritte Schonung endlich ließ Theophil mit besonderer Sorgfalt anlegen. Dort wurde gute Erde in Wagen angefahren und dann mit Karren in Haufen zwischen die Reihen geschüttet, und in jedes aufgegrabene Loch taten die Frauen etwas von der schönen dunklen Erde um die Wurzeln des Bäumchens, das sie pflanzten. — Das war das teuerste Verfahren, aber dank Ilses mütter-

lichem Erbteil konnte man sich solchen Versuch wohl mal leisten.

So wurde auf Wüste Teufelstrift mit den Bäumchen experimentiert, und es gab auch da solche, denen von Anfang an, ohne ihr Verdienst und Zutun, günstigere Lebensbedingungen geboten wurden als anderen.

„Werden das denn wirklich jemals schöne große Bäume werden?" fragte Ilse, auf die kümmerlichen Pflänzchen weisend, den Förster.

Der zuckte die Achseln. „Die Bäumchen an sich sind nicht schlecht, gnädige Frau," antwortete er, „aber auf solchem Boden ist auch von der anspruchslosesten Pflanze nicht viel zu erwarten. Nach sechs Jahren können diese hier ungefähr einen Meter hoch sein, falls wir bis dahin nicht zu arge Dürre haben, und sie nicht die Schütte kriegen."

„Nun und dann später?"

„Ja, — nach zwanzig Jahren muß man sie abtreiben, aber in der Zwischenzeit haben sie doch vielleicht den Boden etwas gebessert, durch ihren Schatten, die angesammelte Feuchtigkeit und den Nadelabfall."

Zwanzig lange Jahre hier im Sande stehen, nur um den Boden zu verbessern für die, so nachher kommen würden! Der achtzehnjährigen Ilse klang das endlos lang. Sie fröstelte im matten Schein der sinkenden herbstlichen Sonne. —

War das wirklich des Lebens ganzer Zweck und Inhalt? ein Jeder immer nur Vorbereitung für einen Künftigen? — Gab es nichts Höheres, wie nur geduldig still halten an dem Platze, den Zufall oder eigene Blindheit bestimmt? — Pflichten waren ihr früher, halb unbewußt, stets als schwer zu vollbringende, heroische Taten erschienen, und nun dämmerte es vor ihr auf, daß, in der Jugend, schwerer als alles Tun, das tatenlose Verzichten ist.

Eines Nachmittags, als Theophil seine Mutter und Ilse wieder einmal nach Wüste Teufelstrift kutschiert hatte, trafen sie dort des Försters junge Frau.

„Schau mal an," sagte Frau von Zehren, „die Anne Dore hat es ohne ihren Mann nicht aushalten können und ist ihm nachgelaufen."

„Ja — es gibt auch solche Frauen," murmelte Theophil.

Die Anne Dore war rot und verlegen geworden, und Treumann entschuldigte ihre Anwesenheit.

„Nun, wenn sie Sie nur nicht von der Arbeit abzieht . . . ", meinte Theophil herablassend.

Während er dann mit seiner Mutter und dem Förster den Fortschritt der Arbeiten besichtigte, blieben die beiden jungen Frauen zurück.

„Mein Mann ist jetzt schon von früh ab hier draußen," sagte Anne Dore, „da wollt ich doch

mal nach ihm schauen — die gnädige Frau werden das sicher begreifen."

„Sind Sie wirklich so gern mit ihm zusammen?" fragte Ilse.

„Na, das will ich meinen!" antwortete Anne Dore lachend, „den ganzen Tag und — die ganze Nacht!" Und dann setzte sie hinzu: „Dazu heiratet man doch!"

Ilse sah sich um, ob niemand sie hören könne, und ohne die junge Försterfrau anzublicken, fragte sie dann eilig und leise: „Wußten Sie denn . . . was das eigentlich heißt . . . sich zu verheiraten?"

„Na gewiß doch," antwortete die andere, „und es war oft schwer genug zu warten während unserer langen Brautzeit — bis er die Stelle hatte, auf die hin wir heiraten konnten — na, aber jetzt! —"

Aber Anne Dore lief ihrem Mann den langen Weg bis Wüste Teufelstrift nicht mehr häufig nach. Sie sah blaß und müde aus. Einen Sonntag nach dem Gottesdienst rief Frau von Zehren sie beim Verlassen der Kirche zu sich und stellte eine Art Verhör mit ihr an, während Treumann abseits stehen blieb und halb stolz, halb schuldbewußt den Jägerhut zwischen den Fingern drehte. Nachdem sie dann Anne Dore mit gnädigem

Kopfnicken entlassen hatte, trat Frau von Zehren wieder zu Theophil und Ilse, die am verschneiten Grabe des töchterreichen Gotthold auf sie gewartet hatten.

„Bei Anne Dore ist's soweit," sagte sie unsanft zu Ilse gewandt, „die kriegt ein Kind — hat zur selben Zeit geheiratet wie ihr — ja, so eine Frau kann das — na, ich hoffe bestimmt, du machst es ihr bald nach."

Aber trotz dieses Wunsches, der wie ein Befehl des Zehrenschen Familiengeistes klang, ergab sich für Ilse keine Veranlassung, die in F. A. Ammons Werk erhaltenen Ratschläge anzuwenden. — Und es begann allmählich eine erbitterte Stimmung in Weltsöden zu herrschen. Die rund herum auf ihren Gütern sitzenden Vettern fingen an Theophil leise zu necken, wenn sie ihm bei Jagden, Kreistagen oder Familienvereinigungen begegneten: „Na, heiliger Theophil, was Neues zu Haus?" — Theophil kehrte dann mit dem Ausdruck beleidigter Würde heim; bisweilen hüllte er sich in langes mürrisches Schweigen, oder er gab Ilse zu verstehen, daß sie sein Ansehen in der Familie mindere. Bei seiner Mutter beschwerte er sich, als würde ihm vorenthalten, worauf er ein gutes Recht habe.

Frau von Zehren aber konnte und wollte es nicht glauben, daß auch in der Ehe dieses ihres zweiten Sohnes der heiß ersehnte Erbe ausbleiben

könne. Damit wäre ja die älteste Linie der Familie ausgestorben und Weltsöden, dem sie die Kräfte ihres ganzen Lebens geweiht hatte, würde übergehen auf den Kummerfelder Zweig! So etwas konnte der liebe Gott doch nicht zugeben? — Vor allem aber würde sie selbst es nicht zugeben, man konnte dem lieben Gott nicht alles überlassen, was auch Pastor Rockstroh darüber sagen mochte, es mußte Ihm manchmal helfend beigesprungen werden — dazu gab es ja Ärzte auf der Welt.

So wurde der alte Arzt aus der Kreisstadt, der seit vielen Jahren die jungen und alten Zehren behandelte, nach Weltsöden berufen.

An der ganzen Person des alten Dr. Liebetrau war der auffallendste Teil sicher seine Nase. Vom feurigen Rosenrot bis zum tiefsten Violett erglühend, thronte sie in seinem Gesicht wie eine Herrscherin, umgeben von einem Hofstaat seltsamer kleiner Protuberanzen; zwei Wäldchen schwarzer Borsten erstreckten sich aus den breiten Nasenlöchern bis herab zu den finsteren Forsten des Schnurrbarts. Mit Schnupftabak, den er in einer mit dem Schattenriß Nettelbecks gezierten Horndose stets bei sich führte, bediente Dr. Liebetrau diese Nase, wie eine Weihrauch heischende Gottheit, und er schneuzte sie in rote Foulard-Taschentücher, auf deren türkischen Mustern die Spuren des Tabaks wenig sichtbar waren.

Zitternd erwartete Ilse den Doktor. — Wie sehr sehnte sie sich doch nach der Zeit zurück, da sie von Papa und Greinchen so wohl gehütet worden war, daß sie nichts von des Lebens Wirklichkeiten geahnt hatte! Und welch bitteres, dem Haß ach so verwandtes Gefühl, stieg doch bisweilen in ihrer geheimsten Seele gegen den auf, der ihr Traumdasein zerstört und an seine Stelle nur Grauen und Widerwillen gesetzt. Die ganze Welt erschien ihr heute angefüllt mit schauerlichen physischen Dingen. Tierische Triebe lagen als Ursprung hinter allem Lebenden; die ganze Schönheit der Welt, an der sie sich einst kindlich gefreut, war Trug und Blendwerk, sie entstieg ja eklen Tiefen. Manchmal wurde die arme kleine Ilse von solchen Bildern verfolgt wie von Dämonen, daß sie vor sich selbst schauderte. Wo waren all die zarten schönen Gebilde, die ganze große Sehnsucht ihrer Mädchentage hin verweht? — Dann zog sie sich voll Scham und krankhafter Überempfindsamkeit in sich selbst zurück, beneidete die Schnecken um ihr Gehäuse, in das sie sich allzeit verkriechen können und schuf sich ein Ideal einsamer Askese. Als Wehr gegen all das, was sie als Erniedrigung empfand, träumte sie von Nonnentum, von Welten ätherisch geschlechtsloser Wesen — und vernahm doch schon in dem verborgensten Innern ihres Wesens eine Stimme, die leise flüsterte: Du willst verneinen, was du ja noch gar nicht kennst. —

Und nun sollte dieser Arzt kommen und würde an all das rühren, was sie so gern vergessen wollte. —

Aber Dr. Liebetrau erwies sich als gar nicht erschreckend. Mit den kleinen klugen Äuglein, die wie vergessen zu beiden Seiten der heroischen Nase lagen, schaute er Ilse gutmütig an. „Also m a n kann es nicht erwarten, daß wir ein eigenes Wickelkind haben?" sagte er, „sind ja selbst beinahe noch eins!"

Und als er nachher von Frau von Zehren eifrig nach etwa notwendigen Kuren oder Operationen ausgeforscht wurde, antwortete er: „Tun Sie vorläufig gar nichts. Lassen Sie das junge Frauchen erst mal heranwachsen und zu Kräften kommen. Es ist ein zartes Pflänzchen. Und wozu auch die Ungeduld? Warten Sie's doch ruhig ab — Rom ist auch nicht an einem Tage erbaut worden."

„Aber bester Liebetrau," entgegnete Frau von Zehren, „ich hab doch mein Lebtag noch nicht gehört, daß zu so was viele Tage nötig seien, und Sie reden heut ganz anders wie neulich, wo ich entdeckte, daß die Küchendörte ein uneheliches Balg erwartet — da meinten Sie, ich solle ihr verzeihen, denn so ein Unglück sei doch nun mal gar so rasch geschehen."

Um aber Frau von Zehren die Beruhigung zu gewähren, daß doch etwas geschähe, um das

Kommen des künftigen Erben zu beschleunigen, verordnete Dr. Liebetrau viel Ruhe und gute Ernährung und verschrieb Eisen und Arsenikpillen. Während er dann den mit Nettelbecks Bild gezierten Deckel der Horndose aufklappte und seiner Nase das Tabaksopfer darbrachte, sagte er: „Ich halte es übrigens wirklich für ein Unglück, so sehr jung ein Kind zu bekommen."

„Aber bester Liebetrau," rief Frau von Zehren, „es gibt doch viele Frauen, die nicht älter sind wie meine Schwiegertochter und die doch gesunde Kinder kriegen!"

„Ich dachte nicht nur an die physische Seite," antwortete der alte Arzt, „aber vom Gefühlskonto geht solcher allzu jungen Mutter leicht das Beste verloren, denn sehen Sie, wo keine Zeit zu wahrer Sehnsucht gewesen ist, da kann nachher auch nicht die rechte Freude sein."

„Aber i ch würde mich doch freuen," meinte Theophil würdevoll.

Einstweilen freute sich nur die Schwägerin Mechtildis. Über ihre bleichsüchtigen, verhärmten Züge huschte jetzt bisweilen der Schatten eines triumphierenden Lächelns. Sie fragte und forschte nach alledem mit der spürenden Neugier der ausgemergelten Frau, die ihr Leben zwischen Schwangerschaften und Niederkunften verbracht; auch ihre Mägde mußten sich bei denen des Herrenhauses stets von neuem erkundigen, und

sie wußten bald, daß sie einem sonst verdienten Tadel leicht entgingen, wenn es ihnen nur gelang, rechtzeitig hinzuwerfen: „Na, bei der jungen Gnädigen drüben ist's noch immer nichts."

„Wie sehr begreife ich deinen Kummer, liebste Mama!" sagte Mechtildis mit süßsauren Lippen zu Frau von Zehren, als diese sie eines Nachmittags zum Kaffee besuchte. „Bei mir konnten wir doch bis zuletzt hoffen — neunmal im ganzen — und wer weiß, was noch geschehen wäre, wenn mir der Himmel meinen teuren Gotthold nicht so frühzeitig entrissen hätte — aber hier, wo so gar nichts ist . . . . "

Mechtildis hatte gerade ihrer Tochter Adelgunde, die mal wieder an geschwollenen Drüsen litt, ein mit Salbe beschmiertes Läppchen hinter das Ohr gelegt und schickte sich nun an, ihrer Tochter Hugoline Tropfen in die entzündeten Augen zu träufeln. Sie kam aus solchen Verrichtungen nie heraus bei den vielen stets an irgend etwas kränkelnden Mädchen.

„Ja, Mechtild," antwortete Frau von Zehren und schaute den häßlichen Enkelinnen nach, die das Zimmer nach vollendeter Operation verließen, „ja, neunmal war es — aber wenn man's heut bedenkt, wär das alles doch besser nicht gewesen — denn was soll aus den vielen armen Mädels werden?"

Doch da fuhr die sanfte, farblose Mechtildis

auf, als ob in ein blasses, abgebrühtes Suppenhuhn plötzlich Leben wiederkehre, und sie sagte mit erregter Stimme und brennenden Flecken auf den Wangen: „Nun, m e i n e Töchter sind alle im adligen Stift vorgemerkt und können da eintreten — sollte Ilse dagegen Töchter kriegen, so beständen die die Ahnenprobe freilich nicht."

„Du meinst wohl wegen ihrer Mutter?" fragte aufschauend Fräulein von St. Pierre, die sich gerade auf Urlaub vom Hofdienst bei Mechtildis aufhielt. „Wie war doch gleich die Geschichte?"

Fräulein von St. Pierre kannte die Geschichte aufs genaueste, aber es freute sie, immer von neuem etwas zu hören, was Ilse in ihren Augen irgendwie herabsetzte, und Mechtild tat ihr den Gefallen. Eifrig wiederholte sie: „Nun ja, Ilses Mutter war doch nur die Tochter der Sängerin Ingeborg Thor Haden, die mit dem Herzog Bernhard von Mömpelgarde morganatisch verheiratet gewesen sein soll."

„Das ist allerdings nichts Stiftsfähiges," sagte Fräulein von St. Pierre und rümpfte die Nase. Mit überlegenem Lächeln betrachtete sie dann ihr eigenes Bild in dem aus drei Stücken zusammengesetzten Mahagoni-Trumeauspiegel zwischen den beiden Fenstern von Mechtilds Wohnzimmer. Sie wiegte sich dabei etwas in ihren zur Breite neigenden Hüften,

als wolle sie sagen: Bei mir sind nicht nur die zweiunddreißig Ahnen in Ordnung, sondern ich wäre auch fähig gewesen, diese Vorzüge auf kräftige Nachkommen zu übertragen.

Nur die Tanten Askania und Lidwine, die sich auch gerade bei Mechtild zum Nachmittagsstippkaffee eingefunden hatten, versuchten zum Guten zu reden.

„Ich erinnere mich noch ganz genau an die Ingeborg Thor Hacken," meinte Tante Askania, „und kann's begreifen, daß sich der Herzog in sie verliebte. Wie sang sie die Lucia! und was war sie hübsch! Nicht wahr, Lidwine?"

„Ja, ja," antwortete eifrig das andere alte Stiftsdämchen, „und wißt ihr, manchmal will's mir scheinen, als habe unser reizendes Ilschen auch so etwas Apartes von ihr abbekommen."

„Na, da sei aber Gott vor!" rief Frau von Zehren inbrünstig aus.

Die beiden alten Stiftsdamen zogen erschrocken ihre gehäkelten Tücher, deren sie stets mehrere bei sich trugen, fester um die flachen Busen, und Lidwine sagte verschüchtert, aber doch immer noch im Bestreben, für das Lieblingsnichtchen einzutreten: „Ich meinte ja nichts Schlimmes, liebste Gottliebe — und die Thor Hacken war ja auch durchaus anständig — und hat nachher nur noch für Wohltätigkeitszwecke gesungen — ich wollte bloß sagen, daß das Ilschen

anders ist ... wie die Mädchen hier in der Gegend ... so ... als stecke vieles in ihr, was wir nicht kennen."

„Ja, ja," fiel Tante Askania ein, die nun auch wieder Mut gegen die gefürchtete Schwägerin gefaßt hatte, „sie kann sich so prachtvoll begeistern, wenn man ihr erzählt, und sie so dasitzt mit den großen weitgeöffneten Augen. Mir ist's immer — als ob sie etwas Schönes suche!"

„Aber sie hat doch alles!" riefen gleichzeitig Frau von Zehren und Fräulein von St. Pierre.

Während also bei Mechtild über sie gesprochen wurde, saß Ilse in einer Bodenkammer des Weltsödener Herrenhauses. Ganz zufällig, als einmal im Spätherbst große Wäsche gewesen und die Mägde in dem weiten Raum unter dem hohen Giebeldach die Wäsche an den kreuz und quer gespannten Stricken zum Trocknen aufhingen, hatte sie diese Kammer entdeckt. „Da drin sind nur alte Bücher und solch unnützer Kram," hatte die Schwiegermutter auf ihre Frage geringschätzig geantwortet, „das meiste stammt von Onkel Thilo."

Damals hatte Ilse nur einen Blick in das Zimmer werfen können, aber jetzt, wo Dr. Liebetrau Ruhe verordnet hatte und ihr daher mehr

freie Zeit gegönnt wurde, schlich sie sich oft hinauf und kauerte nieder zwischen den vielen Büchern, die sich am Boden in Stößen und Ballen türmten und die Regale an den Wänden bis zum Dache füllten. Zuerst hatte sie scheu geblättert, wie ein kleines Mädchen, das fürchtet, bei verbotener Lektüre ertappt zu werden. Bald aber las und las sie mit großen Augen und glühenden Wangen und vertiefte sich ganz in die verschiedenen Welten, die die Bücher verschiedener Länder und Zeiten ihr offenbarten.

Aber so verschieden diese vielen Bücher auch waren, erkannte Ilse staunend doch bald, daß sie alle immer wieder, jedes auf seine Art, von demselben handelten: von der Liebe. Schon vor Jahrhunderten an felsiger, vom atlantischen Ozean wild umbrauster Küste, hatte sie Dichter zu Gesängen begeistert, die heute noch immer fortklangen. Die Sage von Tristan und Isolde las Ilse und vernahm, wie jene zwei stolzen Herzen, von der Liebe Zaubertrank bezwungen, Welt und Gesetz vergaßen. Nach dem gewaltigen Sturmlied der Leidenschaft, das Ilse aus dem alten Epos entgegenschallte, erschienen ihr spätere Schriften matt und verzärtelt; sie blätterte nur flüchtig in den französischen Werken des achtzehnten Jahrhunderts, die Onkel Thilo gesammelt hatte. Die waren mit zierlichen Vignetten und Stichen illustriert, auf denen schelmische Amoretten die

Vorhänge reich verzierter Rokokobetten neckisch lüpften, und eine ruhende Schöne von einem galanten Pagen in holder Verwirrung überrascht wurde. Leicht und tändelnd wurden da die Dinge der Liebe behandelt — doch auch hier wieder als die eine große Lust der kurzen Erdentage gepriesen. — Andere Gefächer waren gefüllt mit empfindsamen deutschen und englischen Romanen. Die Helden und Heldinnen dieser Geschichten schwelgten bei Mondschein in wehmütig süßen Gefühlen, schwärmten und dichteten sich an, während die Nachtigall flötete, lehnten in fließenden Gewändern an Urnen tragenden Postamenten, bauten der Freundschaft Tempel, ritzten des geliebten Gegenstandes Namen in die Rinde der Bäume. Ätherische Wesen waren sie, denen die Tränen gar leicht an den langen Wimpern hingen, schöne Seelen, die, um sich von Trennungspein und Liebesgram zu befreien, mit blassen schlanken Händen die selbstmörderische Waffe gegen den Busen zückten.

Doch neuere Bücher auch fand Ilse. Die Romane der George Sand und ihrer zahllosen modernen Nachfolger. Da las sie von Frauen, die nicht ob einmaligen Irrtums den lockenden Freuden des Lebens entsagen, sondern mit verlangenden Händen greifen, wonach ihr Herz begehrt. All die berückenden Worte von der befreienden Macht der Leidenschaft gegenüber der

starren Gewalt des Gesetzes tönten der kleinen Ilse aus den lang geschlossenen Seiten entgegen, und sie vernahm auch hier das Rauschen jenes alten Liedes vom Recht auf Glück und Liebe, dessen betörender Klang schon so manches junge Herz hingerissen hat. Da war nicht die Rede von selbstverleugnendem Ausharren auf ödem, freudlosem Feld, sondern die Heldinnen dieser Bücher ließen sich von den mächtigen Schwingen eines starken Willens zur Lebenslust über alle Schranken hinweg zu den Zielen ihrer Sehnsucht tragen. Woran die leichtlebigen Marquisen des achtzehnten Jahrhunderts in den kurzen Jahren zwischen ihrem Austritt aus dem Kloster und der Karrenfahrt zum Schafott nur verstohlen und lächelnd genascht hatten — worüber die blutarmen und gefühlsreichen Schönen empfindsamerer Zeiten in Sehnsucht zerschmolzen und hingestorben waren — das nahmen sich diese Töchter jüngerer Tage mit der Gebärde selbstherrlichen Rechtes.

Und vielleicht lag hierin etwas, das verborgene Saiten in Ilses Wesen anschlug. Einer alles überwindenden Begeisterung für ein Ziel fühlte auch sie sich fähig. — Nur das Ziel selbst verstand sie nicht recht. Und mit aufgekrauster Stirn, den Kopf zwischen die Hände gestützt, grübelte sie nach: um was drehte sich denn eigentlich alles? — Schließlich wollten alle diese Heldinnen doch immer nur dasselbe: statt des einen

Mannes einen anderen. — Konnte das wirklich etwas so ganz Verschiedenes sein?

So begann sie zu ahnen, daß es Geheimnisse geben müsse, von denen sie nichts wußte, Gefühle, die sie nicht kannte, Gewalten, vor denen alles andere schweigt, daß es einen auch heute ebenso mächtigen Zaubertrank gäbe, wie zu den fernen Zeiten von Tristan und Isolde. Eine Art Neugier regte sich bisweilen in ihr. Dann las und las sie eifrig weiter, als ob sie in den Büchern Aufklärung finden müsse. — Manchmal auch hielt sie inne und träumte in der Dachkammer vor sich hin, ließ die Menschen an sich vorübergleiten, die sie in ihrem kurzen Leben nicht gekannt, aber doch gesehen hatte. Ein junger Klavierlehrer tauchte in ihrer Erinnerung auf, der mehr Ausdruck in seine Augen wie in seine Finger gelegt hatte, wenn er ihr die Sonaten vorspielte, die sie üben sollte; der engbrüstige Geistliche, der sie eingesegnet hatte, Spaziergänger, denen sie in der Straße begegnet war, und die ihr nachgeblickt hatten; auch der blaue Märchenritter ihrer kindischen Träume, der den Gang ihres Lebens ahnungslos so sehr beeinflußt hatte und dessen Züge in ihrem Gedächtnis doch nur noch ganz verschwommen standen. — Ach, sie alle konnten ihr nichts sagen.

Doch weiter dachte sie dann inmitten Onkel Thilos verstaubter Bücher an ihre Verlobung

und Hochzeit, an all die neuen Gesichter, die sie damals zuerst gesehen. Da löste sich von den Übrigen Herrn von Waldens Gestalt. Wie aus weiter Ferne schien er langsam auf sie zuzuschreiten und schaute sie an — anders als all die anderen. Sollte er ihr etwas zu sagen haben?

Aber sie mußte selbst über diesen Einfall lachen. Zu Herrn von Walden waren ihre Gedanken wohl nur durch eine unbewußte Ideenverbindung mit Onkel Thilo gewandert. Denn wie Walden heut, war ja Onkel Thilo einst Diplomat gewesen, hatte auch in fernen, fremden Weltteilen gelebt. Ferner und fremder noch als jetzt mußten sie zu seiner Zeit gewesen sein — damals reiste man ja noch meist mit Segelschiffen! — Von seinem letzten exotischen Posten hatte Onkel Thilo einen Papagei, einen Affen und ein Leberleiden nach Weltsöden heimgebracht. Das Leberleiden hatte ihn gar bald auf den Friedhof gebracht, der Papagei und der Affe dagegen waren nach ihrem Tode ausgestopft worden und prangten noch heute unten in Theophils Stube an der Wand, zwischen den Hörnern und Geweihen heimatlicher Böcke und Hirsche. Mit den vielen Büchern hatte sich Onkel Thilo in dem entlegenen Lande sicher oft die Zeit vertrieben, denn sie waren wohl gelesen, und viele Stellen hatte er unterstrichen und mit Randbemerkungen versehen. — Ob wohl Herr von Walden auch so viel las, dort, wo

er jetzt war? — Aber der wollte ja nicht nur einen Papagei und Affen mitbringen, sondern „allerhand" für Deutschland erringen, — er hatte „Ziele", wie Theophil gesagt — da blieb wohl nicht viel Zeit für Bücher. — Ziele, hohe Ziele haben! — Das mußte schön sein, das bedeutete wohl, diejenigen Dinge zu tun, von denen die anderen Leute nur in Büchern lesen. — Ach, glückliche Menschen! —

Aber was für Ziele haben denn Frauen? dachte Ilse weiter. Eigentlich gar keine selbständigen, keine, für die man sich so recht zu begeistern vermöchte. Bekommen sie einen Mann, der sich große Aufgaben stellt, so dürfen sie ihm vielleicht helfen und dienen — und das müßte freilich schön sein. — Ja, den richtigen Mann zu bekommen, das war offenbar der eine Hauptzweck im Leben jeder Frau — darin stimmten ja auch die verschiedensten Bücher Onkel Thilos überein.

Des Sinnens müde vertiefte sich Ilse von neuem in ein Buch, das ihr an diesem Tage gerade in die Hände gefallen war. „Die Wahlverwandtschaften" hieß es, und darin gab es auch viel Not und Verwirrung, weil zwei sich geirrt hatten und der eine für den anderen wohl nicht der Richtige war. Sie hatte gelesen bis zu der Stelle, wo Charlotte in den Zügen ihres Kindes eine Ähnlichkeit mit dem Hauptmann und in seinen Augen die Augen Ottiliens wiedererkennt. Ganz

ergriffen war sie von diesem, geheimstes Sehnen offenbarenden Wunder. — Doch nun sprang sie erschrocken auf, denn es fiel ihr ein, daß es bald Essenszeit sein mußte. Noch ganz benommen von dem eben Gelesenen rannte sie aus ihrem Versteck herunter. Aber glücklicherweise waren weder Theophil noch Frau von Zehren heimgekehrt.

Dagegen saß Anne Dore im Flure. Schwerfällig wollte sie sich erheben, als sie Ilse gewahrte, doch diese drückte sie mitleidig in den Sessel nieder.

„Ich warte auf die gnädige Frau Mutter," sagte Anne Dore, „ich bringe ihr das Muster eines Kinderhemdchens zurück, das sie mir geliehen hat. Ich habe schon viel für die kleine Ausstattung fertig." —

„Ihnen ist wohl recht bange?" fragte Ilse leise und schaute teilnehmend auf die entstellte Gestalt und das müde Gesicht, dessen einstmalige Röte unter großen gelben Flecken verschwunden war.

„Ach nein," antwortete Anne Dore lächelnd, „zum Sterben wird's ja wohl nicht gleich kommen. Na, und geht's auch das erstemal schwer, so hat man doch was vom Leben gehabt." Und dann setzte sie hinzu: „Ich wünsche mir, daß es ein strammer Junge ist, der meinem Mann recht ähnlich sieht!"

Ilse hörte ihr schweigend zu und wieder fühlte sie, daß sie, wie droben bei den Schilderungen der Bücher, so hier im wirklichen Leben, vor Unbekanntem stand, und daß der schlichten Anne Dore ein bescheidenes Tröpfchen jenes geheimnisvollen Zaubertrankes zuteil geworden, der ihr selbst vorenthalten geblieben. — Was mußte das für ein mächtiges Gefühl sein, das diese Frau so gefaßt von Schmerz und Gefahr reden ließ? — Und dann dieser Wunsch für das Aussehen des Kindes? —

In diesem Augenblick traten Frau von Zehren und Theophil eilig und erhitzt von draußen ins Haus. Und wie nun Ilse die Gestalt ihres Mannes sah, mit dem langen Halse und den abfallenden Schultern, die an die Umrisse einer Champagnerflasche mahnten, und in dem hageren Gesicht die dicken roten Lippen gewahrte, die wie ein Widerspruch zu allem übrigen wirkten, da flammte plötzlich der leidenschaftliche Wunsch in ihr auf: „Nie, nie ein Kind, das ihm gleicht! Mein, ganz mein müßte es sein! . . . . . oder? . . . . Charlotte? . . . —“

Aber der kleinen Ilse Herz war ja leer von Bildern. —

Bald nach ihrer Ankunft in Weltsöden hatten Theophil und Frau von Zehren Ilse in der Nachbarschaft vorgestellt; da aber die meisten umliegenden Güter von lauter Zehren bewohnt wurden, so war durch diesen Verkehr kein sonderlich neues Element in ihr Leben getreten. Sie wurden zu mehr oder minder feierlichen Diners eingeladen, deren Stunde zwischen drei und sechs Uhr schwankte. Man saß lange zu Tisch bei kräftig nahrhaften Speisen und stand schwer und mit geröteten Köpfen auf. Von den Angelegenheiten der verschiedenen Verwandten wurde gesprochen, von Kornpreisen, Viehzucht, künstlichem Dünger und Holzverkäufen. Manchmal auch streifte man Fragen der inneren Politik, da aber alle Anwesenden zu derselben Kaste gehörten und über solche Dinge nur die in dieser Kaste als selbstverständlich geltenden Ansichten hegten, so kam es nie zu einer Diskussion: etwas so Unstandesgemäßes wie abweichende Meinungen über derartige fundamentale Begriffe hätte keiner dem anderen überhaupt zugetraut. Eher schon gab es in landwirtschaftlichen Fragen auseinandergehende Anschauungen, weil da jeder persönliche Erfahrungen gesammelt hatte.

Sobald nach dem Essen Kaffee und Liköre von den anwesenden jungen Mädchen gereicht worden waren, wanderten die Herren, lange schwere Zigarren paffend, zu den Wirtschafts-

gebäuden, um Vieh und Scheunen, Brennerei und Ziegelei zu besichtigen. Frauen, die ihre Güter selbst bewirtschafteten, schlossen sich solchem Rundgang der Männer bisweilen auch an, während die anderen in Wohnzimmer oder Veranda sitzen blieben, oder auch, durch Park und Gemüsegarten schlendernd, gegen die Sehnsucht nach dem gewohnten Mittagsschläfchen ankämpften.

Die Damen befanden sich bei diesen Vereinigungen immer in der Mehrzahl, denn die Söhne der verschiedenen Familien waren abwesend, auf Universitäten und in Regimentern, während die zahlreichen Töchter daheim saßen und in standesgemäßer Tatenlosigkeit einer Schicksalswendung entgegenharrten. Sie alle besaßen irgendein kleines Talentchen, das gepflegt wurde, um die vielen Stunden der langen Tage zu füllen. Die liebe Emmy malte für Weihnachten und Geburtstage Blumen auf seidene Fächer; Karolinchen brannte unter heftigem Benzingeruch Ritterburgen auf hölzerne Schreibmappen für die Brüder, Hirschköpfe auf die Ofenbank in Papas altdeutschem Zimmer; unsere Hedwig übte fleißig Clementi; Gabriele verstand es sogar, Geschehnisse des Familienlebens in artige Knittelverse zu kleiden und mit solchen bei festlichen Gelegenheiten zu erfreuen. All diese Dinge wurden mit Wichtigkeit von Müttern und Tanten behandelt, die doch alle wußten, daß sie nur das wohlerzogene

Warten verbergen sollten und in den erhofften Ehen alsobald verschwinden würden.

Zu diesen Diners wurden häufig die jeweiligen Gutspastoren mit ihren Frauen geladen. Es entsprang dies nicht besonderen religiösen Bedürfnissen, denn Religion war den meisten mehr eine Schicklichkeits- wie Herzensfrage, etwas, worüber man eigentlich gar nicht nachdenkt, sondern was so selbstverständlich ist, wie daß man vor dem König Front macht. Aber man wollte nach außen dokumentieren, daß weltlicher Besitz und geistliche Macht zusammengehören, und Theophil sagte würdevoll: „Wir benötigen den Einfluß des Pastors bei den Wahlen, daher müssen wir auch seine soziale Stellung möglichst stützen."

Ein anderer in der ganzen Gegend oft hinzugezogener Gast war Dr. Liebetrau. Nicht etwa geistiger Übereinstimmung halber. Hatte doch die Cousine Zehren-Kandau sogar einst über ihn geflüstert: „Ich fürchte bisweilen wirklich, unser alter Liebetrau glaubt nicht mal an den lieben Gott," worauf die Tanten Askania und Lidwine beschwichtigend antworteten: „Dann würde der liebe Gott ihm doch sicher nicht die Gnade zuteil werden lassen, so viele Menschen zu heilen." — Es ging aber von dem alten Mann mit der gebirgsartigen Nase und den klugen Äuglein ein solcher Zauber von Wohlwollen und Verständnis für jedes Leid aus, daß ihm alle Frauen halb

unbewußt gewogen waren. — Und Dr. Liebetrau, der vor langen Jahren schon als Witwer in die Gegend gekommen und seitdem einsam hauste, studierte auch außerhalb des Krankenzimmers mit Vorliebe seine weiblichen Patienten. Nach den Diners blieb er immer im Kreise der Damen.

An einem solchen Nachmittag des frühen Frühjahrs erzählte er: „Ich war heute morgen in Frohhausen — der Graf und die Gräfin sind wieder da."

Man spitzte die Ohren. Augen, die sich schon in einschläfernder Verdauungslangweile schlossen, öffneten sich wieder. Auch Ilse, die im Kreise würdiger Landmatronen saß, horchte gespannt auf, denn sie war schon oft an den geschlossenen Pforten des großen Frohhausener Parks vorbei gekommen und hatte bedauert, daß dieses, Weltsöden zunächst gelegene Gut unbewohnt war.

Die Gastgeberin, Frau von Zehren-Kandau, sagte seufzend: „Ich habe es auch schon gehört — ja, wenn die Helmstedts nur nicht gar so schlecht zu uns paßten."

„Das ist nicht zu verwundern," meinte Theophils Mutter abfällig. „Sie haben hier ja nie dauernd gelebt, sondern sind immer in der Welt herumgezogen."

„Ach Designatus, wie schrecklich muß das sein!" sagte die alte, behäbige, glatt gescheitelte Pastorin zu ihrem Mann, dem alten Pastor

Rockstroh. Der antwortete: „Ja, ja, die Gebundenheit an die ländliche Scholle ist und bleibt eben doch das stärkste Bollwerk gegen die zersetzenden Kräfte eines Weltbürgertums."

„Ich meine aber nicht nur das," fuhr Frau von Zehren-Kandau fort, „bei dem Beruf des Grafen sind ihm allerdings die natürlichen Interessen eines landeingesessenen Edelmannes etwas abhanden gekommen, aber unsere Herren würden ihm jetzt, wo er den Abschied genommen hat, ja gern helfen, daß er hier die richtige Stellung gewinnt, in den Kreisausschuß und sogar in den Provinziallandtag kömmt, — nein, nein, viel schwieriger ist die Frage mit ihr!"

„Ja, da hast du recht," warf Frau von Zehren-Kummerfelde ein, „denn man weiß wirklich nicht, worüber man mit ihr sprechen soll. Bei all ihrer Liebenswürdigkeit fühl ich mich doch immer ungemütlich, und ich kann den Verdacht nicht los werden, daß sie eigentlich im stillen auf uns herabsieht."

„Na, dazu hat sie doch wahrhaftig keinen Grund!" rief die blasse Mechtild so eifrig, daß auf ihren farblosen Wangen rote Flecken aufflammten. „Man weiß doch, wieviel über sie und ihre erste Ehe gemunkelt worden ist — die vielen Kurmacher! Und . . ihrem jetzigen Manne soll sie ja schon damals recht . . . nun . . . recht nahe gestanden haben."

Die welken Gesichter der alten Stiftsdamen erröteten verschämt, und Tante Askania sagte begütigend: „Wir dürfen nicht vergessen, sie ist eben keine Deutsche."

Und Tante Lidwine setzte hinzu mit dem Gefühl, alle Mängel zu erklären: „Sie ist vor allem keine Protestantin."

„Aber mein gnädigstes Fräulein," griff nun der alte Pastor Rockstroh mit dem Bewußtsein ein, lobenswerte Objektivität zu üben, „ich muß doch bemerken, daß auch die katholische Kirche die Nichtbeachtung des sechsten Gebotes verdammt."

„Mag sein, Herr Pastor, mag sein," entgegnete Frau von Zehren-Kandau, „aber Sie werden uns nie einreden, daß solche Fragen von Leuten wahrhaft ernst genommen werden, die nur zu beichten brauchen und dann gleich von neuem anfangen können."

„Die Beichte," sagte der alte Pastor, „ist mir eigentlich das Sympathischste in der katholischen Kirche — man muß dadurch mancher armen Seele helfen können."

„Aber Designatus!" entfuhr es vorwurfsvoll der alten Pastorin, die mit Beichtstühlen vage, unheimliche Vorstellungen verband.

„Ja, ja," stimmte Dr. Liebetrau sinnend dem Pastor zu, „es läßt sich in der Tat manches dafür anführen. Den Protestantinnen ersetzen übrigens

wir Ärzte und gelegentlich auch Rechtsanwälte die Beichtväter."

„Na, na, bester Liebetrau, wer hätte denn Ihnen schon gebeichtet?" fragte Theophils Mutter.

„Aber viele, meine gnädigste Frau, viele!" antwortete der alte Arzt, „denn man beichtet ja oft, ohne es selbst zu wissen! Um übrigens auf Gräfin Helmstedt zurückzukommen, so habe ich immer gehört, daß sie allen Grund gehabt hätte, in ihrer ersten Ehe sehr unglücklich zu sein."

„Das ist aber doch keine Entschuldigung!" rief Mechtild.

„Ob es eine Entschuldigung ist?" sagte Liebetrau bedächtig, „dabei käme es wohl auf das Forum an. Aber die häufigste Erklärung für das, was man Unrechttun nennt, wird wohl immer das Unglücklichsein bleiben!"

In diesem Augenblick wurde zum Abendimbiß gerufen, mit dem solche Zusammenkünfte ihren Abschluß fanden. Dr. Liebetrau blieb einen Augenblick in der Veranda zurück, klappte den mit Nettelbecks Bild gezierten Deckel der Horndose auf und brachte seiner hügelreichen Nase den langentbehrten Schnupftabak dar. Ilse hatte auf ihn gewartet und spielte gedankenverloren mit ihrem Trauring, der immer noch die Tendenz hatte, leicht herabzugleiten. Nachdem Dr. Liebetrau reichlich geschnupft, geniest und geschnaubt hatte,

sagte er zu ihr: „Die Gräfin Helmstedt hat mich übrigens sehr nach Ihnen gefragt."

„Nach mir?" fragte Ilse erstaunt, „warum denn?"

„Wenn ich recht verstand, hat sie durch gemeinsame Bekannte von Ihnen gehört, und sie freut sich darauf, Sie kennen zu lernen, — während sie den meisten Menschen hier, wie Sie ja schon hörten, eher kühl gegenübersteht. Ich glaube übrigens, Ihnen wird Sie gefallen."

Ilse errötete, ohne recht zu wissen, warum. Unter Dr. Liebetraus klugem und zugleich nachsichtigem Blick hatte sie die Empfindung, als habe auch sie, ohne es zu wissen, ihm schon gebeichtet, und als ahne er, daß wer ihrer Umgebung kühl gegenüberstand, vielleicht wohl Aussicht hatte, ihr selbst verwandt zu sein.

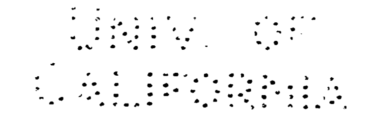
Bald darauf wurden die Wagen gemeldet, und die Gäste, die nicht, weiter Entfernungen halber, in Kandau selbst übernachteten, bekleideten sich mit all den verschiedenen Hüllen, Staub- und Regenmänteln, Lodenkapes, flauschigen weiten Fahrulstern, Kapuzenkragen und weichen Tüchern, wie sie sich nur in alten Landhäusern ansammeln. Dann fuhren sie in den verschiedensten Richtungen davon.

Auch Frau von Zehren, Theophil und Ilse hatten den offenen Weltsödener Wagen bestiegen und waren abgefahren. Nach einigen Minuten

hielt Jochem an und vertauschte den Livreezylinder, den er in die mitgebrachte Pappschachtel tat, mit der Mütze. Dann ging es in mildem Trab weiter.

Es war eine seltsam laue und einschläfernde Luft, und wirklich vernahm Ilse auch bald die regelmäßigen Atemzüge Theophils und seiner Mutter; sie selbst blieb wach und genoß dies Gefühl, allein wach zu sein. Sie ward sich plötzlich bewußt, daß während der letzten Wochen unendlich viel bisher Ungeahntes in dämmerhaften Umrissen an ihrem Horizonte aufgetaucht war, durch die Bücher, die sie gelesen, wie auch durch manche Aussprüche Dr. Liebetraus. Sie fühlte sich hilflos und wie beängstigt vor all diesem Neuen. Die Welt war voller Fragezeichen.

Nun kamen sie an Frohhausen vorüber. Heute brannte Licht in der alten Laterne über dem großen Ein;angstor zum Parke. Zu beiden Seiten standen alte einstöckige Pförtnerhäuschen mit hohen, abgesetzten Dächern. Dahinter erstreckte sich die dunkle Baummasse der breiten Lindenallee, die zum Schlosse führte. Der Fahrweg folgte von da ab eine Strecke lang der Umfassungsmauer des Parks. Es war sandiger Boden. Aus dem milden Trab waren die Pferde in Schritt übergegangen. Oben auf dem Bock senkte Jochem den Kopf, ein paarmal vorwärts, ein paarmal seitwärts, richtete sich dann aber



jedesmal erschrocken wieder auf — doch schließlich war auch er wie seine Herrschaft eingenickt.

Und in der tiefen nächtlichen Stille war es Ilse, als schwebe zu ihr, der allein Wachenden, aus der Richtung des unsichtbaren Schlosses der leise Klang eines fernen, unbekannten Liedes.

Am nächsten Nachmittag hatten sich einige Verwandte im Weltsödener Gartensaal zum Tee eingefunden, als Graf und Gräfin Helmstedt gemeldet wurden. Und wie Ilse die Gräfin nun wirklich eintreten sah, hatte sie das Gefühl: dies ist ein Erlebnis. Sie empfand für sie sofort jene mit Scheu gemischte Bewunderung, die ganz junge Mädchen gerade für ältere Frauen bisweilen hegen. An die Jahre, die Gräfin Helmstedt zählen mochte, dachte freilich niemand bei ihrem Anblick. Sie war wie jemand, der vielleicht nie sehr jung gewesen und sicher nie sehr alt erscheinen würde. Ihr volles duftiges Haar schimmerte bisweilen grau, doch konnte man es ebensogut für ein unbestimmtes Blond halten, und neben den bunten Waschblusen und derben Sergeröcken der anderen Damen schien, was sie trug, kein wirkliches Kleid zu sein. „Gewänder" war das Wort, das Ilse einfiel. Und auch darin hatte sie etwas Zeitloses.

Die langstielige Lorgnette vor die Augen haltend, die zwischen lang bewimperten, halb geschlossenen Lidern blinzelten, kam sie von weitem auf Ilse zu. Doch wie sie nun, vor ihr stehend, die Augen plötzlich aufschlug, waren diese so klar und leuchtend, daß die Lorgnette nur noch ein Spielzeug der weißen Hände mit den Perlenringen schien.

„Also nun seh ich Sie endlich," sagte die Gräfin, „Wolf Walden hat mich nämlich ganz begierig gemacht, er schrieb so viel von Ihnen."

„Von mir?" fragte Ilse erstaunt, „aber er hat mich ja kaum gesehen. Meinen Mann freilich kennt er schon lange."

„Ja, das kömmt vor, daß man den Mann lange kennt und doch mehr über die Frau schreibt," antwortete die Gräfin mit einem leicht perlenden Lachen, das den Eindruck machte, als glitte es mit verständnisvoller Nachsicht über alle Vorkommnisse des Lebens dahin. „Er fragte in seinem letzten Briefe, ob ich Sie kennen gelernt hätte — ja, und nun möcht ich Sie wirklich kennen lernen."

Die Gräfin hatte in allem, was sie tat, die selbstverständliche Souveränität von Frauen, die viel gefeiert worden sind. Als sich bald darauf die ganze Gesellschaft vom Saal in den Garten begab, um die ersten Tulpen zu sehen, schritt sie neben Ilse durch die mit Buchsbaum eingefaßten Kieswege. Und Ilse wußte nicht recht, wie es

zuging, aber sie hatte dieser fremden Frau bald all die Einzelheiten ihres Daseins anvertraut. Während sie sprach, empfand sie, welche Wohltat es war, so reden zu können, und daß sie sich solche Aussprache wohl schon längst gewünscht haben mußte. Sogar von den Büchern droben in der Bodenkammer erzählte sie. Die Gräfin kannte all die Werke, die Ilse nannte; sie hörte mit nachsichtigem Lächeln ihre glühende Schilderung der allen Hindernissen zum Trotz glücksuchenden Heldinnen Georges Sands, und dann sagte sie müde: „Ja, ja, davon träumen einmal wohl alle armen Kettenträger — und wen die Götter lieben, dem erfüllen sie den Traum — aber sie lassen auch manchen dran zugrunde gehen." Dann brach sie ab und sagte mit plötzlicher Lebhaftigkeit: „Aber nun erzählen Sie mir vor allem von Ihrer Musik — denn Sie, eine Enkelin von Ingeborg Thor Hacken müssen ja ein ganz besonders begnadetes Menschenkind sein! Sie singen doch natürlich?"

Ilse errötete. Sie wußte ja nun längst, daß die Zehrens ihr diese Großmutter nie verziehen hatten, diese längst verstorbene Großmutter, die sich ein kunst- und schönheitsbegeisterter Sprosse fürstlichen Geblüts als einzige „Tat" seines Lebens mit der linken Hand von der Oper fortgeholt hatte. Es war seltsam, nun plötzlich eine so andere Bewertung kennen zu lernen, zu

erleben, daß der Name dieser Großmutter, der von den Zehrens behandelt wurde, wie ein unvertilgbarer Rostfleck auf einem Tischtuch, den man durch Blumen oder Konfektschalen scheu verbirgt, von der Gräfin laut gerühmt wurde, als gäbe er der Enkelin ein Anrecht, zu den besonders Begünstigten des Lebens zu gehören! Und Ilse antwortete: „Als Kind habe ich sehr viel Klavier gespielt und auch immerzu gesungen, so ganz von selbst — und Papa sagte, wenn ich erst alt genug sei, solle ich auch Gesangunterricht erhalten — aber — da hab ich mich ja verheiratet."

Es klang so herzbrechend traurig, als ob ein armes Mäuschen piepste: da fiel die Fallentür hinter mir zu, dachte die Gräfin. Und sie sagte eifrig: „Das ist aber doch kein Grund, nicht jetzt mit dem Singen anzufangen. Ich bin ja ganz sicher, es steckt Talent in Ihnen. Wir werden es probieren und ausbilden. Kalivoda ist jetzt für einige Zeit bei uns, und Lydia Neuland, die sollen Ihnen Unterricht geben. Sie müssen recht viel zu mir kommen."

Die ganze Gesellschaft war nun bei dem Rondel angelangt, wo um alte Sandsteinfiguren die flammenden Tulpen in großen Beeten blühten. Und Gräfin Helmstedt wandte sich zu Theophil: „Nicht wahr, Sie erlauben mir, Ihnen Ihre Frau diesen Sommer manchmal zu entführen?" und sich an seine Mutter richtend, sagte sie:

„Töchterlose Frauen wie ich sind auf Anleihen angewiesen.“

Theophil fühlte sich geschmeichelt, denn wenn man auch über Gräfin Helmstedt gern klatschte, so lag vor allem doch viel Neid in dem, was man über sie vorbrachte. Es ließ sich ja nicht fortleugnen, daß sie eine Frau war, die eine Rolle in der Welt gespielt hatte, die an jedem Hofe bekannt war und mit allen Berühmtheiten in Verkehr stand. Von ihr bemerkt zu werden, war immerhin eine Auszeichnung. Darum verzog auch Mechtild den Mund bittersüß: Es wäre doch natürlicher gewesen, wenn Gräfin Helmstedt bei diesem plötzlichen Wunsch nach töchterlichem Anschluß an eine ihrer neun Mädchen gedacht hätte! Während wiederum Frau von Werbach-Stolfitten, geborene von Zehren, sich sagte, daß von allen jungen Damen der Verwandtschaft für die kunstenthusiastische Gräfin doch nur ihre Gabriele hätte in Betracht kommen können, die die Begebenheiten des Familienlebens in so artige Verse zu bringen wußte. — Allerhand Begierden waren in diesen mütterlichen Herzen wach geworden durch der Gräfin Worte. Sie war bisher keiner der Damen in der möglichen Rolle einer gutmütigen Tante erschienen, in deren Hause die Mädels gratis erstklassige Musikstunden ergattern konnten. Warum aber sollte nun gerade Cousine Ilse solche Vorteile genießen? Cousine Ilse,

die ja schon einen Mann hatte, wodurch an sich Musikstunden doch wirklich überflüssig wurden, und die obendrein diesen anfechtbaren Stammbaum besaß und sich nicht einmal beeilte, ihre erste und wichtigste Frauenpflicht zum Fortbestand der Familie zu erfüllen.

Später auf der Rückfahrt nach Frohhausen sprach Gräfin Helmstedt dann mit Lebhaftigkeit über Ilse, während ihr Mann ihr mit derselben liebevollen Bewunderung zuhörte, die er vor zwanzig Jahren für sie empfunden hatte, damals, als sich jener Roman zwischen ihnen zutrug, über den noch heute die Edeldamen des Kreises Sandhagen sich gerne gruselnd unterhielten.

„Wir müssen diesem armen Kinde beistehen,“ sagte die Gräfin.

„Ja, wir müssen,“ antwortete er, ihren überzeugten Ton nachahmend, „denn das ist nun einmal deine Spezialität, Gisi! Du hast sicher irgendein Tröpfchen von Don Quichotes Blut in den Adern und erblickst überall Unterdrückte, denen du helfen mußt.“

„Es ist ein Abtragen eigener Glücksschuld, Ludwig,“ sagte sie leise, „und diese kleine Ilse tut mir nun mal gar zu leid — sie sieht ja so erschrocken aus wie ein Elfchen, das zwischen lauter Ichthyosauren verirrt wäre.“

„Und das hätte dann doch wenigstens Flügel und könnte davon,“ antwortete ihr Mann.

„Ja, die kann ich ihr freilich nicht geben," sagte die Gräfin, „aber wenigstens soll sie oft zu uns kommen — weißt du, sie erinnerte mich beinahe schmerzlich an mich selbst, wie ich war, damals, ehe ich dich kannte."

In dem Wagen stahl sich ihre Hand in die seine, als wären sie zwei junge Liebesleute.

„Dann aber wuchsen dir die Flügel," sagte er.

„Die schenktest du mir ja," antwortete sie, „daß ich mit dir könnte."

„Und du hast es nie bereut — ? —" Es sollte eine Frage sein, aber er war ihrer Antwort so sicher, daß es mehr wie eine dankbare Behauptung klang.

Sie antwortete auch gar nicht, sondern lachte nur ihr leise perlendes Lachen.

„So wenig bereut," fragte er nun, „daß du sogar dasselbe Erleben einer anderen wünschen würdest?"

„Ja," antwortete sie ohne Besinnen, „wenn der andere wie du wäre."

Sie lachten nun beide, und der Graf sagte, indem er auf die flache nüchterne Gegend wies, aus deren sandigem Boden es spärlich sprießte: „Ich glaube etwas an den Einfluß der Umgebung auf die Erlebnisse — wir beide trafen uns in Griechenland — hier in dieser Gegend muß man

sehr sicher sein vor allen befreienden Begebenheiten."

„Ja, Kummerfelde, Sorgental, und wie die Orte alle heißen — das klingt freilich nicht nach Flügelwachsen! — Wie verschieden, Ludwig, müssen doch deine Vorfahren von den Zehrenschen gewesen sein! Ganz zur selben Zeit, nach dem dreißigjährigen Kriege, bauten sich eure beiden Ahnherren hier wieder an, der eine nannte sein Haus Weltsöden, der andere aber schuf sich unser liebes Frohhausen!"

„Er ahnte vielleicht dein einstmaliges Kommen, Gisi — und all das Beste hier hast doch du geschaffen!"

Der Wagen verließ nun die Landstraße. Durch das weit geöffnete Tor, über dem die alte schmiedeeiserne Laterne hing, fuhr er, vorbei an den beiden niedrigen Pförtnerhäuschen mit den hohen abgesetzten Dächern und bog in die lange Allee uralter Linden. Ganz am Ende, über der ansteigenden Rampe, schimmerte lockend das weiße Schloß.

Dort in dem weißen Schlosse schrieb Gisi Helmstedt noch am selben Abend:

„Lieber Walden! Da säßen wir denn auf der „heimatlichen Scholle", wie es ja wohl heißt.

In vergangenen Jahren bin ich zwar schon oft während der kurzen Urlaubsreisen meines Mannes ein paar Wochen hier gewesen, aber jetzt, wo seine amtliche Laufbahn beendigt ist, werden wir wohl häufiger und länger hier sein und wollen gleich dies Jahr mindestens bis in den Spätherbst bleiben. — Bei jenen früheren Besuchen habe ich auch hier Land und Leute nur mit dem gewissen, zwar rasch erfassenden, aber doch etwas oberflächlichen Diplomatenblick betrachtet, den wir uns alle angewöhnen, um uns schnell in den wechselnden Milieus zurecht zu finden, durch die fremder Wille unser nomadisierendes Dasein treibt. Jetzt aber ist mit allem äußeren Zwang auch alle Eile aus dem Leben geschwunden, und ich kann diese Welt mit jener Gründlichkeit betrachten, die ein Charakterzug meiner angeheirateten Landsleute sein soll. Ich kann — um ganz deutsch zu reden — trachten, zu ergründen, was hinter den Erscheinungen als eigentliches Wesen steht.

Und da will es mich nun dünken, daß dies Eigentlichste etwas ganz Feststehendes, Unveränderliches ist, so daß die Menschen hier, Männer wie Frauen, nicht so sehr differenzierte Persönlichkeiten der modernen Welt zu sein scheinen, als vielmehr Inkarnationen von unwandelbaren Begriffen — von Begriffen, die wohl aus dem kärglichen Boden des Landes stammen und mit

seiner Geschichte zusammenhängen. — Leute sind es, deren Vorfahren von jeher unter oft harten und beinahe immer einengenden Lebensbedingungen aufwuchsen und die das Verbum „müssen" häufig genug konjugiert haben mögen. Dadurch wird wohl dies Trotzige und zugleich doch streng Disziplinierte in sie gekommen sein, das uns Menschen weicheren Materials so oft auffällt — eine Wesensmischung, die aus zwei sich scheinbar widerstreitenden Elementen besteht und die doch den festen Kitt bildet, der hier alles zusammenhält.

„Du sollst dich auf der ererbten Scholle behaupten" ist, glaube ich, eines jeden oberster, unanfechtbarer Glaubenssatz. Was diesem Ziele dient, muß gestützt, was ihm hinderlich ist, bekämpft werden. Da gibt es kein Schwanken noch Zaudern. Denn all die Leute hier sind, glaub ich, ganz ehrlich überzeugt von der Richtigkeit und Heilsamkeit derjenigen Weltordnung, die sie repräsentieren, weil es eben diejenige ist, auf der sich von altersher ihr Preußen aufgebaut hat und die dabei die Existenz ihres eigenen Standes sicherstellt. Etwas, das diese Weltordnung beeinträchtigt, müßte ihnen als ein ebensolcher Frevel erscheinen, wie eine absichtliche Deteriorierung des Grund und Bodens, in dem ihr ganzes Dasein wurzelt. Von inneren Kämpfen, Entwicklungsgängen und Wandlungen, von dem

quälenden Zweifel „was ist Wahrheit?“ wird wohl schwerlich jemand hier angefochten, und ein jeder könnte bei der Konfirmation neben dem religiösen auch zugleich ein Gelübde der staatlichen und sozialen Überzeugungen ablegen, die er bis zu seinem seligen Ende treu bewahren wird.

Solchen versteinerten Anschauungen gegenüber wird jedes Anderssein zur Schuld, und ich fühle, wie hier nicht nur mein Ausländertum, sondern auch Ludwigs von der hiesigen etwas abweichende politische Färbung mit Mißtrauen betrachtet wird. Ja, jede eigenartige Individualität ist schon unbeliebt und erscheint als gefährlich, weil sie in den Verdacht kommt, am Bestehenden eine unerlaubte Kritik üben zu wollen. Und Menschen, die selbst sicher bereit wären, für ihre Überzeugungen Opfer zu bringen, ja sich dafür nötigenfalls totschießen zu lassen, schöpfen aus diesem Bewußtsein eigener Unanzweifelbarkeit die Berechtigung des Hasses gegen jeden Andersdenkenden. Wehe aber besonders dem, der, aus ihren Reihen sich lösend, angestammter Tradition entgegentreten wollte! Den würden sie erbarmungslos als geächteten Deserteur verfolgen! —

Und in dieser Umgebung der Schroffheit und grazienlosen Härte habe ich nun die junge Frau Ilse von Zehren kennen gelernt, die Sie neulich in Ihrem Briefe erwähnten! Ein Wesen aus

einer ganz anderen Welt, dem man das künstlerische Blut und die übersensitive, schwärmerische Anlage sofort anmerkt. — Da kann man sich wohl fragen: Wie wird sie, die wie eine Verkörperung von Glücks- und Schönheitssehnsucht erscheint, sich hier zurecht finden, wo eine so völlige ästhetische Bedürfnislosigkeit herrscht, und wo das Wenige, was an Kunst als zulässig geduldet wird, auch noch den Stempel autoritativer Genehmigung tragen muß?

Nun, ich will auf alle Fälle suchen, sie möglichst zu uns zu ziehen, und es wird mir selbst ja eine Freude sein, etwas Schönheit in ihr Dasein zu bringen. Vor allem will ich sehen, ob sie eine ausgesprochene Begabung zur Musik hat, wie es bei ihrer Abstammung von der berühmten Sängerin Ingeborg Thor Hacken eigentlich anzunehmen ist. — Das wird Sie gewiß interessieren, lieber Walden, der Sie mir mit Ihrem Singen so oft schöne Stunden bereitet haben."

Gräfin Helmstedt gehörte zu den Menschen, deren Wünsche immer durch äußere Begebenheiten gefördert werden. So erfüllte sich auch ihr Wunsch, Ilse häufig bei sich zu sehen, ganz von selbst. Theophils Mutter, die vielleicht einen ihr allzu intim dünkenden Verkehr verhindert

hätte, wurde zu ihrer plötzlich schwer erkrankten Schwester berufen; sie war zwar eine der Frauen, die über dem Verwandtenkreise des Mannes ganz den eigenen vernachlässigen, aber dieser Depesche der Schwester mußte sie folgen. Nach eindringlichen Ermahnungen an die alte erfahrene Mamsell, nur ja nicht das rechtzeitige Einmachen von grünem Stachelbeermus zu vergessen, und Anweisungen an den langjährigen Gärtner, über die Zeitabstände, in denen Erbsen und Bohnen gelegt werden sollten, und unter völliger Übergehung der Schwiegertochter bei all diesen Anordnungen fuhr sie seufzend ab — im Gefühl, die Weltsödener Wirtschaft allerhand tückischen Gefahren zu überlassen.

Ilse hätte nun eigentlich gern gezeigt, was sie konnte, und vielleicht auch an diesem ersten selbständigen Walten Freude gefunden, aber es gab gar keine Gelegenheiten zum Eingreifen in diesen seit vielen Jahren einer regelmäßigen Routine folgenden Haushalt. Die junge Frau des Besitzers war ein Gast im Hause und nicht mal ein sonderlich hoch bewerteter. Denn wenn auch der Zauber ihrer allzu zarten Schönheit bisweilen auf diesen oder jenen wirkte, und besonders der Gärtner sie oft anschaute, wie eine der fremdländischen Blumen, mit denen er sich so viel mehr Mühe wie mit den landläufigen Pflanzen geben mußte, so wußte man doch

längst in Hof und Haus, daß neben der alten Gnädigen die junge nur eine sehr geringe Autorität war. Und all diese überaus einfach und natürlich empfindenden Menschen achteten ja auch in jeder Frau hauptsächlich nur die Mutter.

Vielleicht hätten Theophil und Ilse nun in dieser ersten Zeit längeren, ungestörten Zusammenseins den Weg zueinander noch zurückfinden können, aber dieser Weg war doch wohl schon allzu weit geworden, und gar zu viel trennende Hindernisse lagen darauf. Ganz zu Anfang, wenn Theophil Ansichten aussprach, die Ilses Überzeugungen entgegengingen, hatte sie pochenden Herzens, aber mit einer seltsamen Tapferkeit widersprochen: nicht aus Rechthaberei, sondern weil sie noch den Wunsch und die Hoffnung hegte, mit ihm zur Verständigung zu kommen. Da hatte sie Theophil aber kopfschüttelnd angesehen und dozierend gesagt: „Du erstaunst mich, liebes Kind, durch dies förmliche Suchen nach eigenen, mir widersprechenden Einwänden. Du solltest dir doch sagen, daß ich nur dein Bestes will, und daß es vom Herrn also gefügt ist, daß du dich wie meinem physischen Schutz so auch meiner geistigen Führung anvertrauen sollst."

Diesen anfänglichen Wortgefechten trachtete Ilse nun schon längst aus dem Wege zu gehen, und sie war während der letzten Monate sehr still geworden, weil sie einzusehen begann, daß

ihre wohlgemeinten Aussprachsversuche doch zu nichts führten. Theophil dagegen, der in diesem neuerlichen Schweigen weniger die der Frau wohl anstehende Selbstauslöschung zu erkennen glaubte, wie vielmehr ein Beharren in verborgenem Trotze, stellte nun oft absichtlich Behauptungen auf, von denen er ahnte, daß sie ihr widerstreben mußten. Es machte ihm denselben Spaß, sie zu Entgegnungen zu reizen, wie junge Hunde zu necken, bis diese zuschnappten, worauf er ihnen dann einen erzieherischen Klaps auf die Schnauze zu versetzen pflegte. Ließ sich Ilse aber wirklich zu einer widersprechenden Äußerung verleiten, so seufzte er gekränkt und sagte verweisend: „Die Insubordination liegt dir offenbar im Blute," was eine Anspielung auf Ilses fürstlichen Großvater und musikalische Großmutter sein sollte, die sich so eigenwillig einst ihren Lebensweg gebahnt. Theophil strafte Ilse dann, indem er tagelang gar nicht mehr mit ihr sprach, und es konnte dabei vorkommen, daß er überhaupt vergessen hatte, was eigentlich der ursprüngliche Anlaß zu seiner Mißbilligung gewesen war.

Aus diesen zuerst einzelnen Anlässen ging dann allmählich eine dauernde Wandlung in ihrem Verkehre hervor. Mehr denn je verbrachte Theophil jetzt seine Morgen auf dem Felde, in den Ställen und dem Walde, von dem ererbten

Mißtrauen geplagt, daß Rumkehr und Treumann strengster Beaufsichtigung bedürften. Heiß und müde kehrte er heim zum Mittagessen, bei dem er die während seiner Morgenwanderungen eingetroffenen Zeitungen und Briefschaften las.

Nachher zog er sich mit der Zigarre in sein Arbeitszimmer zurück, zu kurzem Schlaf und umständlicher Erledigung der verschiedenen Eingänge; danach ging er wieder aus bis zum Abend. Auch während der von Ilse so sehr gefürchteten Stunden in dem braunen mit Straminstickereien gezierten Zimmer, blieb er jetzt meist kühl und zerstreut — es war, als habe das Erzwingen eigenen Willens allmählich an Reiz verloren. Häufiger als früher benutzte Theophil alle Anlässe, in die Kreisstadt zu fahren, für deren Honoratioren der Besitzer von Weltsöden ein großer Herr war. Und häufiger auch als sonst kehrte er unterwegs bei Mechtild ein — in einen Sessel gestreckt schaute er wohlgefällig zu, wie Fräulein von St. Pierre sich über den Teetisch beugte, zwischen Zuckerdose und Butterbrötchen mit den rundlichen, weißen Händen hantierte und ihm, weichen, wiegenden Ganges, die dampfende Tasse an seinen Platz brachte, als sei es eine symbolische Handlung, die sagen sollte: Hier war eine Frau, die keine eigenen Ansichten gekannt und nur dem Mann gedient hätte.

Theophil bemerkte es kaum, daß währenddessen in Ilses Leben neue Einflüsse traten.

Beinahe täglich war sie jetzt im nahen Frohhausen, und wenn die Gräfin sie nicht im Wagen holen ließ, so legte sie den kurzen Weg zu Fuß zurück.

Als Ilse das erstemal dort eintrat, war sie ganz benommen gewesen von dem Fremden, das sie sah. Aus allen Orten, wohin ihres Mannes Laufbahn sie geführt, hatte Gräfin Helmstedt Andenken mitgebracht. In ihrem Hause konnte man einen Spaziergang durch ihr Leben machen, und da ihr Leben sich in den verschiedensten Ländern abgespielt hatte, war es eigentlich ein Spaziergang durch die ganze Welt. Aber es lag in alledem nichts von der Kühle unbenutzter Sammlungen. — Die persischen, mit feinen Miniaturen geschmückten Bände wurden aufgeschlagen und studiert; die japanischen Vasen dienten wirklich großen Sträußen; und mit den verblaßten chinesischen Sammeten waren alte italienische Möbel bespannt, zu deren abgeriebenen Vergoldungen sie seltsam harmonisch stimmten. Alle Dinge hatten eine tatsächliche Beziehung zu ihren Besitzern. Darum fühlte sich Ilse bald heimisch in Frohhausen — heimisch auch bei dem antiken Eros mit den geschlossenen Augen und tastend ausgestreckten Händen, der auf hohem Sockel im lichten Hausflur stand und den Graf und Gräfin Helmstedt einst aus Griechenland heimgebracht hatten, aus Griechenland, wo sie sich vor zwanzig Jahren zuerst gesehen.

Immer inniger und dankbarer schloß sich die vereinsamte Ilse ihren neuen Freunden an. Sie wurden ihr zu Führern in bisher unbekannten Welten. Denn fremder noch wie die Gegenstände aus fernen Ländern waren die Gedanken und Erzählungen, die Ilse in Frohhausen vernahm. Andächtig lauschte sie, wie da Menschen, die zu den bekanntesten der Erde gehörten, als Freunde, Kollegen, als frühere Mitarbeiter oder Gegner erwähnt und beurteilt wurden. Und es konnte manchmal irgendein zufälliges Wort plötzlich vor ihr enthüllen, wie sehr dem Grafen einst die Begebenheiten der Weltgeschichte nicht Dinge gewesen waren, von denen man überrascht in den Morgenzeitungen liest, sondern an deren Werden er in manch schlafloser Nacht mitgearbeitet hatte.

In dem Zimmer, wo die Besitzer Frohhausens Ilsen also erzählten, blickten von den Wänden die Porträts etlicher Souveräne auf sie herab. Fremde und heimische. Und allerhand andere höchste Huldbeweise waren da aufgespeichert — Dosen, Nippes, kostbar eingerahmte Photographien, Vasen königlicher Manfakturen und was der Dinge mehr sind, durch die Gunst sich äußert und die sie meist überdauern. — „Requisiten der Vergangenheit“ nannte die Gräfin all diese Sachen, die den Besuchern aus den Nachbargütern gewaltig imponierten und Graf Helm-

steckt in ihren Augen ein großes Ansehen verliehen. Er war doch der einzige in der Gegend, der Herrscherbilder besaß und Photographien, auf die allerhöchste Hände in einem Augenblick froher Laune huldvolle Grüße, scherzende Worte hingeschrieben hatten. Worte, die, so nach Jahren gelesen, wie versteinertes Lächeln wirkten, dessen Grund niemand mehr kennt.

Ilse ließ sich von dem Grafen die Episoden erklären, auf die da angespielt wurde. In wieviel Begebenheiten und Charaktere hatte er doch Einblick gehabt! Ihr Herz schlug höher bei dem Gedanken an solch ein Leben, das wirklich Leben gewesen. Und dann wieder schien es ihr unendlich hart, daß das alles hier so endete, und die ungenutzte Kraft dieses Mannes nur noch im Ertragen der weiteren Jahre verbraucht werden sollte. — War denn wirklich Entsagen immer und überall das letzte Wort? In jedem Dasein, auch solchem, das sich mit so stolzem Fluge weit über Durchschnittsmaß erhoben? — Sie wollte nicht zugeben, daß dies ein Allen geltendes Gesetz sein könne. Der Jugend Glaube an Sonderrecht und ihre Zuversicht, Unerreichtes doch zu erreichen, sträubten sich gegen solche Erkenntnis. Sie begriff oft kaum, wie der Graf die ihm jetzt beschiedene ländliche Stille so heiter und gut ertragen konnte.

„Sehnen Sie sich nicht oft ganz schrecklich nach Ihrem früheren Leben zurück?“ fragte sie

ihn einmal in der ihr eigenen, oft noch ganz kindlichen Art.

Und er antwortete: „Nach dem früheren Leben, wie es in Wirklichkeit war? Oh nein. — Wohl aber nach dem einstmaligen Glauben, so viel im Leben schaffen zu können. — — Im übrigen kann, wer in den Geschäften ist, nie früh genug nach einer schicklichen Gelegenheit spähen, sich aus ihnen zu entfernen, denn keiner noch starb in den Sielen, dem nicht der Nachruf geworden wäre: Er ist zu lang im Dienst geblieben."

Oft auch malte sich Ilse sehnsüchtig aus, wie das Schicksal der Frau neben dem des Mannes gewesen sein mußte. Mit welcher Begeisterung sie gewiß an allem teilgenommen und geholfen hatte. — Ja, jener waren eben Ziele gewiesen worden, die jeder Hingabe würdig waren! Und Ilse fühlte, wie sich in ihrem eigenen innersten Wesen die Fähigkeit zu unendlicher Aufopferung beinahe stürmisch regte — wenn ihr nur auch Aufgaben geworden wären, die sie mit sich fortgerissen hätten!

Wie sie nun die Gräfin nach jenem früheren Leben einst fragte, antwortete diese mit leisem Lächeln und halb geschlossenen Augen: „Ja, es war erhebend, dies Gefühl, großen Zwecken gemeinschaftlich zu dienen, diese Hoffnung, erreichen zu können, was wir kurzlebige Menschen bleibende Erfolge nennen, und was doch meist

nach fünfzig Jahren überholt, verändert, entwertet ist. — Aber das wirklich Schöne, das war doch nur, daß wir beide uns liebten und wußten, daß das, inmitten aller wechselnden Bilder, das Bleibende sei."

Da mußte sich Ilse sagen, daß nicht nur der äußere Bau ihres Lebens kläglich und dürftig neben dem der neuen Freundin erschien, sondern daß ihm vor allem das gleiche, starke und alles tragende Fundament fehlte. — Und das war etwas, was sich bei einem Bau nicht mehr nachholen läßt. —

Wenn aber solch plötzliches Erkennen gar zu trostlos in Ilses schimmernden Augen zu lesen stand, dann streichelte die Gräfin sie mitleidig, wie ein armes Kind, das im Schlafe beraubt worden ist, und diese sanfte Frauenfreundschaft beschenkte mit so viel, daß Ilse darüber vergaß, wie arm sie eigentlich war.

Doch wie eine Angst überkam sie manchmal der Gedanke, daß dies Zusammensein doch einmal aufhören müsse. „Was soll aus mir werden, wenn Sie erst wieder fort sind?" klagte sie.

„Sie müssen, wenn wir im Winter in Berlin sind, auch eine Zeitlang hinkommen" — antwortete die Gräfin.

„Das ist unmöglich, wir sind hier ja wie eingewurzelt," seufzte Ilse, deren Jugend alle Zustände noch als Endgültigkeiten erschienen.

„Ach Kindchen," sagte die ältere Frau, „scheinbare Unmöglichkeiten räumen sich oft ganz von selbst aus dem Wege, so daß man manchmal glauben könnte, im Wünschen läge wirklich eine zwingende Macht."

Aber Ilses tägliche Besuche vergingen nicht nur in Gesprächen. Vor allem sollten sie ja ihrer musikalischen Ausbildung gelten.

Kaliwoda und Lydia Neuland hatten sie geprüft, ihr Klavierspiel, Gehör und Geschmack gelobt und ihrer Stimme eine schöne Entwicklung prophezeit. Vom Glauben der Gräfin an die von der Großmutter ererbte Begabung getragen, wähnte nun Ilse, da läge die Zukunft und Möglichkeit, ein allereigenstes Dasein zu führen. Sie begann zu hoffen, ihre Stimme würde sich als so groß und schön erweisen, daß sie es vielleicht erreichen würde, ihrer Ausbildung halber im Winter nach Berlin zu dürfen. Der Gedanke, selbständig etwas leisten zu können, verlieh ihr Flügel. Sie entsann sich, wie sie einst, als ganz kleines Mädchen, ein Feuerwerk gesehen, wie sie den glänzend aufschwirrenden und in tausend Sternen zerstiebenden Raketen nachgeschaut und das bewundernde „ah" — der Menschen vernommen hatte, und wie da der kindische Wunsch in ihr entstand, auch einmal solch ein leuchtendes Etwas sein zu können, das strahlend zu Himmelshöhen steigt und nächtliche Finsternis zu blen-

dendster Helle wandelt. — Und nun glaubte sie, daß dieser kindische Wunsch in Wahrheit ein Vorausahnen der in ihrer Eigenart begründeten Zukunft gewesen, und daß er sich ihr endlich erfüllen solle. Denn in der Kunst, da konnte ja auch eine Frau zu Höchstem gelangen und lichten Glanz über ein sonst dunkles Leben breiten. —

So sang und übte Ilse mit dem ganzen Tatendurst ihrer Seele. Wie stürmende Belagerer steile Höhen erklimmen, wie Schiffbrüchige in leckem Boot zum Ufer rudern, so arbeitete sie. — Leben, mehr als Leben galt es ja.

Nie hatten Kaliwoda oder Lydia Neuland eine derartige Schülerin unterrichtet.

„Mir ist manchmal bang um sie," sagte der Pianist zu Lydia, „weil ich fürchte, daß sie dran zugrunde gehen würde, wenn etwas ihren Flug unterbräche."

„Und das könnte leicht geschehen," antwortete die Sängerin, „denn das eigentliche Stimmmaterial ist doch schwächer in ihr wie die Begeisterung."

Kaliwoda nickte. „Ja, diese Begeisterung! Als wir ihr zuerst sagten, daß ihre Ausbildung sich lohne, da kam über sie ein erlöster Ausdruck, den ich nur einmal früher gesehen habe. Bei meiner Tournee in Amerika war es, in einer Minenstadt des Westens — da wurden gerade verschüttete Arbeiter aus einem Bergwerk zutage

gebracht — die hatten diese selbe verzückte Glückseligkeit, als sie das Licht erblickten."

Die beiden großen Künstler förderten Ilse mit ihrem ganzen Können. — Zuerst hatten sie es nur aus Gefälligkeit für Gräfin Helmstedt unternommen, die ihnen, den ruhelos Wandernden, durch vieles Getrennten, in Frohhausen einen Sommerhafen bot, wo sie, nach des Jahres Anstrengungen und Fahrten, einmal nebeneinander vor Anker gehen konnten; dann waren ihre feinen Künstlernerven von Ilses eigentümlichem Zauber berührt und in Schwingung gebracht worden, und schließlich interessierten sie sich für die Aufgabe selbst. Denn Ilse machte überraschende Fortschritte.

Gräfin Helmstedt war bei dem Unterricht oft zugegen. Sie hatte ihr ganzes Leben Künstler um sich versammelt, gehörte zu den Menschen, die in Bayreuth und bei allen Musteraufführungen anzutreffen sind und verbrachte selbst täglich Stunden am Klavier. Ilses künstlerische Erweckung war so recht eine Tat nach ihrem Herzen, das überall impulsiv beglücken und befreien wollte. Ilse, die Unverwöhnte, empfand das. Es kettete sie an die Freundin. „Ich werde Ihnen das Glück meines Lebens verdanken," sagte sie schwärmerisch.

So verging eine selige Zeit mit unbegrenztem Arbeiten und unbegrenztem Hoffen.

Ilses Vater hatte eigentlich in diesen Wochen seinen längst angesagten Besuch in Weltsöden ausführen wollen, aber dann schrieb Greinchen für ihn ab, weil er wieder von seinen alten Herzbeschwerden geplagt würde. — Statt seiner traf ein schöner Flügel ein, den er Ilse schenkte, nachdem sie ihm von ihren Musikstudien geschrieben hatte. Sie stellte das Instrument in ein Zimmer neben der braunen mit Straminstickerei gezierten Schlafstube. Es war dies ein unbenutzter Raum, wie er von voraussichtigen jungen Paaren für alle etwaigen Vorkommnisse bereit gehalten wird, und der in Weltsöden noch nicht seinen eigentlichen Namen führen konnte, sondern mit einer gewissen vorwurfsvollen Schärfe als „das leere Zimmer“ bezeichnet wurde.

Da stand nun der Bechstein, und Stunden konnte Ilse davor verbringen. Denn hier war sie ganz ungestört, niemand lauschte; und neben den von Kaliwoda und Lydia vorgeschriebenen Übungen und Stücken fanden ihre Hände und ihre Stimme allmählich eigene Begleitungen zu eigenen Melodien. Tastend und unbeholfen noch und doch für sie selbst unendlich beglückend. Als ob der Bann der Einsamkeit von ihr genommen würde, war dies Erlebnis, eine Sprache gefunden zu haben, in der sie all das große unklare Sehnen ausdrücken konnte, für das sie Worte nicht wußte. Ihre ganze Persönlichkeit entfaltete und kräf-

tigte sich daran. Die Musik war ihr zur inneren Befreiung geworden.

Weit über Erwarten hatte sich Frau von Zehrens Aufenthalt bei ihrer erkrankten Schwester ausgedehnt, doch endlich war sie dort entbehrlich und kehrte heim. Und alle Sorgen, die sie während der langen Abwesenheit geplagt, erwiesen sich als unbegründet, denn in Reih und Glied standen in der Speisekammer die Gläser eingemachter Beerenobste; und im wohlverwalteten Küchengarten waren die Gemüse in sorgsam erwogener Anordnung gesät, so daß sie bis zum späten Herbste erfreuliche Reihenfolge versprachen. Weise auch hatte Mamsell die große Wäsche gerade vor Rückkehr der gnädigen Frau Mutter beendet, und in den lavendelduftenden Schränken lagen die schimmernden weißen Linnen, wie reine Gewissen, die auch vor strengster Prüfung nicht zu bangen brauchten. — So konnten denn die äußerlichen Dinge selbst vor Augen bestehen, die eigentlich Mängel zu finden wünschten, und die Gereiztheit, mit der Frau von Zehren stets von Reisen heimkehrte, mußte andere Gebiete suchen. Und da fand sie, daß der Geist des Aufruhrs, den Pastoren und weltliche Autoritäten so häufig rügen mußten, auch in ihr bisher

wohlgehütetes Reich gedrungen war. — Als Frau von Zehren am Morgen nach ihrer Ankunft gesagt hatte: „Nun will ich mal überall revidieren," war der Schwiegertochter gleichgültige Antwort gewesen: „Du hattest ja Mamsell deine Befehle gegeben, sie wird wohl alles gemacht haben, wie du wolltest." Und ohne Anerbieten der Begleitung hatte sie die Schwiegermutter ihre Wanderung antreten lassen.

Auf ihrem Inspektionsgang kam Frau von Zehren auch in das leere Zimmer und entdeckte den neuen Flügel. Ilse, die den noch immer leicht hinabgleitenden Trauring abgenommen hatte, saß davor und übte gerade Mignons Lied von Thomas, in diesem Raum, dessen eigentliche Bestimmung war, nur Wiegenlieder zu vernehmen. — Im Beisein der Mamsell unterdrückte Frau von Zehren ihr Mißfalllen ob solcher Neuerung, aber später, in Gegenwart Theophils, sagte sie: „Du scheinst mir deine ganze Zeit am Klavier zu vertrödeln, liebe Ilse."

„Oh nein!" antwortete Ilse, „ich trödle wirklich nicht — ich arbeite sehr eifrig an meiner Musik."

„Du arbeitest?" wiederholte die Schwiegermutter erstaunt. „Na, jede von uns hat ja genügend Musik gelernt, um mal der Jugend zum Tanz aufzuspielen und im Chor mitsingen zu

können, — aber arbeiten hätten wir das doch kaum genannt."

„Ich hoffe auch etwas mehr damit zu erreichen," erwiderte Ilse, und dann setzte sie inbrünstig hinzu: „Ich muß mir doch irgendein Leben schaffen."

„Mir scheint, du hast das Leben aller jungen Frauen."

„Ja, siehst du, wenn das wirklich das Leben aller jungen Frauen ist — dann .... genügt's mir eben nicht."

„Theophil!" rief Frau von Zehren, „Theophil, was sagst du dazu?"

Aber Theophil sagte gar nichts. Ihm war unbehaglich zu Mute. Er war zwar seit frühester Jugend daraufhin erzogen, der Mutter stets beizustimmen; da ihn aber Ilses neueste Musikpassion in keiner seiner Gewohnheiten störte, war er geneigt, ihr darin freie Hand zu lassen. Außerdem schmeichelten ihm auch etwas die auffallende Beachtung, die Ilse bei Helmstedts fand, und die häufigeren Einladungen, die auch er dadurch notwendigerweise nach Frohhausen erhielt. Zu der Erkenntnis, daß die Heirat mit Ilse nicht die geeignetste für ihn gewesen, war er ja, mit langsamem Denken und dank der Nachmittagstees in Mechtilds Haus, allmählich gekommen, aber dem ländlich bäuerischen Verstand entspricht es, auch aus einem schlechten Handel mit

Zähigkeit größtmöglichen Vorteil zu ziehen, — wenn es daher nun mal zu Ilses Mitgift gehörte, gerade bei Leuten wie Helmstedts Sympathie zu erwecken, so mußte man das mitnehmen, konnte es vielleicht sogar mal praktisch, etwa auf politischem Gebiete, ausnutzen. — Aber er fühlte, daß die Mutter irgendeine beistimmende Unterstützung von ihm erwartete, und so begann er langsam und feierlich: „Ich fürchte ja freilich auch, daß Ilse kein rechtes Verständnis für die Pflicht hat, ganz in den Interessen des Mannes aufzugehen, und daß ihr Sinn immer noch zu sehr nach Eigenem strebt, — was indessen dieses bißchen Geklimpere und Gesinge betrifft, so schadet es ja niemand — und — na, ich versteh allerdings nichts davon, aber," und er endigte hastender, „bei Helmstedts fand man's neulich hübsch."

„Wenn du dich danach richten willst, was in Frohhausen hübsch gefunden wird," rief Frau von Zehren erregt, „so kann uns das freilich weit führen! Der ganze Verkehr dort paßt nicht für solch eine unreife, ungefestigte Seele! — Gerade diese beiden sogenannten Künstler, die, wie mir Mechtild schrieb, Ilse Unterricht geben — nun — diese . . . diese . . . sie sollen ja zusammen in wilder Ehe leben!"

„Oh Mama!" fiel Ilse eifrig ein, „so ist das wirklich nicht! Der arme Herr Kaliwoda möchte

sich ja so gern von seiner Frau scheiden lassen, und dann würde er Fräulein Neuland sicher gleich heiraten — aber in seinem Lande sind Scheidungen so schwierig, und seine Frau, die er doch seit Jahren nicht mehr gesehen hat, und die gar kein Verständnis für ihn und seine Kunst hat, will ihn absolut nicht freigeben. Was soll er da tun?"

„Nun das ist doch sehr einfach, was er tun sollte, liebe Ilse: Was man nicht nach Gesetz und Sitte besitzen kann, dem entsagt man eben." Es klang so klipp und klar, als ob Frau von Zehren eine große Schere zuklappe.

Ilse jedoch machte noch einen Verteidigungsversuch zu Gunsten ihrer neuen Freunde: „Herr Kaliwoda und Fräulein Neuland brauchen sich gegenseitig so sehr zu ihrem künstlerischen Schaffen — und dann denkt euch doch nur in die armen Menschen hinein: Daß sie sich im Sommer so einige Wochen treffen, ist das einzig Schöne, was sie im Leben haben!"

„Nein, nein, liebes Kind," sagte nun auch Theophil gemessen, „das sind nur bequeme Ausreden für einen Mangel an Selbstzucht. In allem, was du da vorbringst, liegt ein verderblicher kosmopolitischer Zug, und dies Spielen mit dem Begriff der Lösbarkeit der Ehe ist für unser hiesiges Empfinden höchst verletzend! und sollte es auch dir wie jeder Frau sein. — Dagegen will ich nicht in Abrede stellen," setzte er hinzu, „daß

es Vergehen des Weibes gibt, nach denen dem Mann allerdings nichts anderes übrig bleibt."

Ilse warf ihr hübsches Köpfchen in die Höhe und entgegnete lebhaft: „Na, ich kann nur sagen, daß diese Frau Kaliwoda, die ihren Mann durchaus festhalten will, mir sehr würdelos erscheint."

„Ich finde im Gegenteil, daß sie achtungswert handelt, ihrem Mann die Rückkehr in ein geordnetes Leben offen zu halten," fiel Frau von Zehren ein. „Aber ich fürchte, liebe Ilse, du bist schon etwas angekränkelt von allem, was du in Frohhausen gehört haben magst, — na, und ob dies viele Musizieren und Exaltiertwerden dir überhaupt zuträglich ist? — Am besten wird wohl sein, ich lasse mal Liebetrau kommen und höre, was der davon hält."

So endete das Gespräch, und Dr. Liebetrau ward wieder einmal nach Weltsöden berufen. Ihm schüttete dann Frau von Zehren ihr Herz aus, und in mühsam unterdrückter Erregung schloß sie ihre Darlegung mit den Worten: „Und in das leere Zimmer hat sie den Flügel gestellt, verstehen Sie, bester Liebetrau? — In das leere Zimmer!"

„Ja, ja, meine gnädige Frau, ich verstehe," antwortete der Arzt beschwichtigend und klopfte dabei auf den mit Nettelbecks Silhouette gezierten Deckel der Horndose — „verstehe auch, daß es Sie betrübt, daß das Zimmer, abgesehen

vom Flügel, noch leer ist, — aber," und dabei reichte er den Höhlen seiner gebirgigen Nase den Schnupftabak dar, „ich sehe in diesem Instrument doch lediglich einen Notbehelf, zu dem die kleine Frau halb unbewußt greift. Sie ist eben eine Suchende, die den Weg noch nicht gefunden hat."

„Bester Liebetrau, was sind das nun wieder für moderne Redensarten, und noch dazu von Ihnen, der Sie doch ein alter Mann sind, wie ich eine alte Frau bin, — von so was redete man doch gar nicht, als wir jung waren!"

„Freilich nicht, aber heutzutage sind die Menschen nicht mehr so einfach — oder bilden sich wenigstens ein, es nicht zu sein, — und wenn wir Alten noch etwas Einfluß behalten wollen, müssen wir uns halt in sie hinein zu denken trachten."

„Und was ist es denn, was meine Schwiegertochter Ihrer Ansicht nach sucht?"

„Freude, meine gnädigste Frau. Freude an sich selbst, am eigenen Wert, vor allem daran, etwas Eigenes zu leisten."

„Aber sie hat doch meinen Sohn?"

„Nun ja, nun ja!" antwortete der Doktor und zog das türkische Taschentuch hervor, „das sagt jede Mutter und hält damit alles für abgetan, und daß die Schwiegertochter hübsch dankbar sein soll."

„Dazu hätte sie doch auch allen Grund!

Aber ich will Ihnen etwas sagen, Liebetrau, es weht eben ein schlimmer Wind über die Erde, und unser guter Rockstroh hatte wahrlich recht, als er neulich in der Predigt sagte: ‚Die Unzufriedenheit auf der Welt ist so groß, daß nächstens die Säuglinge an der Mutterbrust sich beschweren werden, Milch statt Sahne zu erhalten.‘“

„Hm, hm,“ machte Liebetrau und schneuzte sich heftig in das türkisch gemusterte Taschentuch, „das wäre freilich schlimm; aber wenn hier in Weltsöden erst ein Säugling ist, wird er sicher weniger umstürzlerisch denken.“

„Ja — wenn!“ seufzte Frau von Zehren.

„Ach,“ sagte Liebetrau zuversichtlich, „es sollte mich gar nicht wundern, wenn sich der bald einstellte. Das junge Frauchen macht sich seit einiger Zeit sehr heraus und sieht entwickelter aus. — Na, und mit all ihren Ideen jetzt müssen Sie halt Geduld haben, meine Gnädigste — das sind Kinderkrankheiten der Seele, und je heftiger sie auftreten, desto normaler ist nachher oft die Gesundheit — es wäre ja freilich besser gewesen, wenn sich all das hätte vor der Ehe abspielen können, so daß diese selbst die Erfüllung gewesen wäre, — aber hoffen wir, daß, wenn erst im leeren Zimmer neben dem Flügel eine Wiege steht, darin das ‚Eigenste‘ sein wird, an dem Ihre Schwiegertochter die Freude findet, nach der sie jetzt noch sucht.“

„Gott erhör Sie, Liebetrau! Aber," und dabei blitzten Frau von Zehrens kleine schlaue Äuglein tückisch über den weiten Elefantenwangen, „eins will ich Ihnen doch sagen: Ich werde dafür sorgen, daß es nicht zu sehr ihr eigenstes wird." —

So durfte denn Ilse fortfahren, am Bechstein zu üben und in Frohhausen in musikalische und andere neue Welten Blicke zu tun. — Es kam jedoch bisweilen vor, daß sie sich beim Üben müde fühlte, ihr Rücken tat ihr weh, und manchmal wurde ihr schwindlig; dann nahm sie sich aber doppelt zusammen, daß niemand es bemerke, und sie gewahrte dabei mit Genugtuung, daß Kräfte in ihr schlummerten, die, sobald sie zu einem lohnenden Zweck aufgerufen wurden, bereitwilligst antworteten. Und den Zweck hatte sie ja nunmehr gefunden: Sie ersang und erspielte ihrem Leben einen Inhalt. — Das zunehmende eigene Können und Verstehen der Musik war für sie wie das Anwachsen eines geheimen wohlgehüteten Schatzes. Schmerzlich leer war das Leben ihr bis dahin erschienen, aber wenn sie sich jetzt zwischen Theophil und der Schwiegermutter auch noch so fremd dahin bewegte, so wußte sie ja, daß sie etwas besaß, woran sie nur zu denken brauchte, um Niedergeschlagenheit und Einsamkeit zu verscheuchen. Wenn sie jetzt nachts im braunen Schlafzimmer aufwachte und aus dem nußholzenen Bette neben ihr Theo-

phils Schnarchen in regelmäßigen Knarr- und Sägetönen zu ihr drang, dann summte sie ganz leise eine der neuen Melodien vor sich hin, und alsobald entschwand die Wirklichkeit, und sie wähnte sich fern und frei in einer Welt, deren Harmonien ihr gehörten. —

Ein paar Wochen später, nach dem Mittagessen, als sich Theophil bereits zum rauchen in sein Zimmer begeben hatte, und Frau von Zehren gerade die Likörflaschen in das mit geschnitzten Jagdemblemen gezierte Büfett aus der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts einschloß, trat die Mamsell ins Eßzimmer. Sie hatte den erregten Ausdruck ungebildeter Leute, die sich stets freuen, als erste eine grausige Nachricht bringen zu können. Mit flüsternder Stimme meldete sie: „Die Försterin liegt seit heute früh in den Wehen — es soll schlimm stehen, und der Förster ist ja seit gestern für den Herrn verreist."

„Ist denn die Rückschwart nicht bei ihr?" fragte Frau von Zehren.

„Ja, jetzt ist sie da," antwortete die Mamsell, „aber sie war ja heute nacht bei der Köppen Sophie und hat erst spät hingekonnt."

„Na, da wollen wir mal nachschauen," sagte Frau von Zehren und wandte sich dann zu Ilse: „Du kannst mich begleiten."

Ilse waren bei den Worten der Mamsell die Kniee plötzlich ganz weich geworden, als könnten sie sie nicht mehr tragen, und sie hatte unwillkürlich nach einer Stuhllehne gegriffen; aber sie raffte sich zusammen, schalt sich feige und folgte der Schwiegermutter, die bereits im Flur stand und sich den dort hängenden braunen Gartenhut mit den karrierten Bindebändern aufsetzte. Dabei überkam Ilse jedoch wieder das seltsame Gefühl, in einen schwarzen Strudel hinabgezogen zu werden, das sie während der letzten Wochen schon mehrmals empfunden hatte. Frau von Zehren bemerkte ihre plötzliche Blässe und sagte: „Ja, so sind nun heutzutage die jungen Menschen: Sie verlangen immer mehr, aber sie vermögen immer weniger. Jetzt kann eine Frau schon nicht mehr mit ansehen, wie ein Kind geboren wird! Na," schloß sie verächtlich, „bleib bei deinem Klavier, dazu taugst du wohl besser."

„Nein, nein, Mama," antwortete Ilse, die den Schwindelanfall nunmehr überwunden hatte, „ich komme sehr gerne mit — die arme Anne Dore tut mir ja so schrecklich leid." Beim Verlassen des Hauses blieb sie einen Augenblick vor der Tür stehen, um die sich Schlingrosen rankten. In großen Dolden blühten sie, blutrot und üppig sprießend, wie verkörperter Lebenswille. Ilse brach einen der Zweige ab, der die Blumenfülle kaum zu tragen vermochte.

„Was willst du damit?“ fragte Frau von Zehren.

„Ich werde Anne Dore die Blumen mitbringen, vielleicht machen sie ihr Freude,“ antwortete Ilse und entfernte sorgsam die Dornen, so daß sie nicht gewahret, wie Frau von Zehren, stumm zum Himmel aufschauend, die Achseln zuckte.

Dann gingen sie den kurzen Weg zum Forsthaus durch die gemähten Wiesen. In großen Haufen lag das duftende Heu, um auf den bereitstehenden Erntewagen eingefahren zu werden. All die Zittergräser, Gänseblumen, blauen Glokken und rosa Federnelkchen, der rote Klee, die Schafgarben, Butterblumen und Vergißmeinnicht, von denen noch vor wenig Tagen ein jedes sein aufrechtes, blühendes Sonderdasein geführt hatte, waren hingesunken und unkenntlich geworden in den graugrünen Ballen, die die Mägde auf die Wagen türmten; aber schon begannen unter den lockenden Sonnenstrahlen neue Halme und Knöspchen aus den Wurzeln hervorzutreiben, und auch auf diesem armen Boden blieb die ewige Lebenskraft Siegerin.

Weiße Schmetterlinge spielten paarweise in der warmen Luft, Bienen summten geschäftig um die Linden längs des Weges, vor einem Knechthäuschen kauerte ein blondes barfüßiges Kind und hielt ernst und wichtig einer Familie gelber

flaumiger Entchen einen Napf vor, während eine im Sonnenschein lang ausgestreckte Katze ihre Jungen säugte. Die Natur mit ihrem Sorgen für die Kommenden erschien als eine milde freundliche Macht, und Ilse, von der im Freien die Angst um Anne Dore und das eigene Mißbehagen gewichen waren, sagte sich, daß es schön sei für das kleine Kind Anne Dores, an diesem sonnigen, glückverheißenden Tage der wonnigen Welt geboren zu werden. —

Das Försterhaus war ein altes trutzig dreinblickendes Gebäude mit dicken Mauern und schmalen vergitterten Fenstern. In fernen unruhigen und selbstherrlichen Zeiten hatten es die Herren von Zehren als Gefängnis benutzt. Ein freier Platz daneben hieß noch die Galgenstätte. Gleich dahinter begann der dünne Kiefernwald. —

Es war kalt und finster in der unteren Diele und seltsam still, wie tot, nach all dem schwirrenden, summenden und schnatternden Leben draußen. Eine schmale steile Holztreppe führte zum ersten Stock. Wie nun die beiden Frauen, aus dem Lichte kommend, sich in der Dunkelheit emportasteten, tönte von droben ein Wimmern, das Ilse noch nie vernommen. Sie schaute erschreckt zur Schwiegermutter. Aber Frau von Zehren stieg unbekümmert weiter, als gehöre dieser klagende Laut zu der rechtmäßigen Ord-

nung der Dinge, an der nichts je zu ändern, und Ilse folgte ihr auf der steilen Treppe, die in alten Zeiten Gefangene stöhnend gegangen waren, und die zum geheimsten Verließ zu führen schien, wo eines schauerlichen Kultes Opfer gepeinigt werden. — Oben war ein schmaler Flur. Eine Tür öffnete sich von innen, die lange hagere Gestalt der Rückschwart wurde darin silhouettenhaft sichtbar, und das leise Wimmern tönte lauter. — „Wie steht's?" fragte Frau von Zehren. Die Rückschwart murmelte etwas, das Ilse nicht vernahm; nur die letzten Worte verstand sie: Es war zu Dr. Liebetrau geschickt worden. — Frau von Zehren nahm den braunen Hut mit den karrierten Bändern ab, legte ihn auf den Tisch im schmalen Flur und schritt dann resolut in das Zimmer, dessen Tür die Rückschwart offen hielt. Ilse trat nach ihr ein. Der Zweig roter Rosen aber war ihr wie von selbst aus der Hand geglitten und auf den Boden des finsteren Flures gesunken. —

Das Zimmer war beinahe so dunkel wie der Gang davor; kaum, daß sich ein Sonnenschimmer durch das schmale vergitterte Fenster an der Dicke der Mauern entlang und bis auf das Bett schlängeln konnte, wo Anne Dore bleich und verstört lag. — Geschäftig bemühten sich Frau von Zehren und die Rückschwart um die Kranke, und ihre Bewegungen glichen sich in ihrer selbstverständlichen Sachlichkeit und einer gewissen ländlichen Derb-

heit, die selbst der offenbare Wunsch wohlzutun nicht zu verfeinern vermochte. —

Ilse war in der dunkelsten Ecke stehen geblieben und starrte lautlos auf Anne Dores Mund, der sich bisweilen vor Schmerz verzerrte, auf die weiße Stirn, an der das Haar in feuchten Strähnen klebte. — Oh! die Natur war doch keine freundlich milde Macht! wie Ilse vorhin draußen gedacht, nein, sie war noch heute ganz so grausam und unverständlich, wie die Menschen, die in vergangenen Jahrhunderten dieses selbe Zimmer als Folterkammer benutzten. Und plötzlich fragte sich Ilse, ob Papa, wenn er dieses hier hätte sehen können, wohl noch sagen würde: Es ist ja nicht schlimm, es ist nicht so schlimm!

Einmal, als Frau von Zehren und die Rückschwart in die Küche gegangen waren, schlich sich Ilse zaghaft zu Anne Dore heran und streichelte leise die nassen Hände, die sich in die Decke gekrampft hatten.

Es war ihr, als sei ein grauenhaftes Etwas da im Zimmer, das sie nicht sehen, sondern dessen Nähe sie nur fühlen konnte, das aber Anne Dores weit aufgerissene Augen deutlich erblickten. — Die kleine Ilse fürchtete sich so sehr, daß sie dachte, es müsse eigentlich weniger schlimm sein, zu sterben, wie solche Furcht zu empfinden, aber über all diese Furcht hinaus ging doch noch das Mitleid, das ihr wie ein physischer Schmerz am

Herzen riß. Sie wollte so gern dem armen wimmernden Wesen helfen, das sich da vor ihr in Schmerzen wand, den Abgrund überbrücken, der stets den einen Menschen vom andern trennt, und einen jeden in Einsamkeit erhält; sie wollte Anne Dore ganz, ganz nahe kommen, so nahe, bis daß diese fühle, es gibt nur ein Leben und ein Leiden, und das tragen wir alle zusammen. —

Die Zeit schlich. Endlos schienen sich die Minuten und Viertelstunden zu dehnen. — Frau von Zehren schaute auf die Uhr, blickte zum Fenster hinaus und murmelte: „Er müßte schon da sein.“ — In all ihrer Unerfahrenheit fühlte Ilse doch, daß es mit Anne Dore in jeder dieser schleichenden Viertelstunden schlimmer wurde, daß das grauenhafte Etwas näher und näher rückte. — Und dies fern zu halten, es zu überwinden, dies arme stöhnende Leben zu retten — das war doch das Einzige, worauf es ankam, ein Ziel, jeden Opfers wert, etwas, für das es leicht sein müßte, sich selbst hinzugeben. Ilse vergaß alles andere darüber, vergaß, wie schwach sie sich selbst fühlte, wie nur die Aufregung sie noch aufrecht hielt. — Sie sah das Achselzucken der Rückschwart, die nichts mehr vermochte, — da faltete sie in ihrem dunkeln Winkel die Hände und betete stumm: Nimm mich statt ihrer, lieber Gott, laß mich für sie sterben! —

Aber endlich kam Dr. Liebetrau. Und mit

ihm trat auch Zuversicht ins dunkle Zimmer. — Ilse fühlte, da ist einer, der kämpfen wird. — Er bemerkte sie gar nicht, wie sie da im Schatten kauerte und gebannt vor sich hinstarrte. — Er achtete nur auf Anne Dore, und selbst Frau von Zehren war ihm in diesem Augenblick nichts anderes wie die Rückschwart, die er zu allerhand Handreichungen kurz und bündig hin und her beorderte. — Was eigentlich geschah, wollte Ilse gar nicht sehen, sie fühlte, daß es furchtbar sein mußte; sie lauschte nur auf die kleinen freundlichen, seltsam weichen Worte, mit denen Dr. Liebetrau Anne Dore ermutigte. —

Und dann trat Frau von Zehren zu Ilse und sagte ihr, sie solle in der Küche nach dem heißen Wasser sehen und es hereinbringen. — Schwankend ging sie hinaus; sie fühlte plötzlich wieder den Schwindel, das Hinabsinken in einen finsteren Strudel. Sie klammerte sich beim Gehen an die Möbel. Niemand bemerkte es. Die drei waren über das Bett gebeugt. Ein seltsam süßlicher Geruch zog durchs Zimmer. Ilse wurde ganz weh davon. —

Mühsam hob Ilse den schweren Kessel vom Herde, goß das heiße Wasser in eine Kanne, füllte den Kessel von neuem, stellte ihn zurück aufs Feuer. — Dazwischen fuhr sie sich mit der Hand über Rücken und Schenkel. Sie hatte plötzlich unerträgliche, ziehende Schmerzen. Sie

mußte sich auf den Küchenstuhl setzen. — Sie wußte nicht, wie lange sie so gesessen. —

„Ilse, Ilse," rief da Frau von Zehren an der Tür, „bring doch endlich das Wasser."

Sie nahm die schwere Kanne und schwankte herein. Es rauschte und summte ihr in den Ohren, und dazwischen hörte sie die Stimme der Rückschwart: „Stramme Bengels für Zwillinge!" Anne Dores Stöhnen hatte aufgehört, dagegen füllten andere Töne das Zimmer, kleine rührende Schreie unbefragt in die Welt gesetzter Wesen, die sich instinktiv vor dem Leben fürchteten.

Frau von Zehren und die Rückschwart hielten jede ein kleines, feuchtes, rotes Etwas in den Armen.

„Gieß das Wasser in die Wanne," sagte Frau von Zehren.

Nun wurde Dr. Liebetrau Ilse gewahr. „Was, Sie sind hier?" fragte er erstaunt.

„Ich war ja die ganze Zeit hier," antwortete sie. „Aber nicht wahr," fragte sie flehend, „nun ist es doch vorbei?" Es klang wie beginnendes Schluchzen in ihrer Stimme.

„Jawohl," antwortete Liebetrau behaglich, „nun ist es für diesmal vorbei, und mit Zwillingen ist es ja auch wohl gerade genug — na, es steht ja alles gut."

„Oh, es war schrecklich, schrecklich!" seufzte Ilse, und das Schluchzen wurde deutlicher. —

„Nur ruhig, nur ruhig," beschwichtigte Liebetrau. Aber seine Worte halfen nichts mehr, Tränen liefen an ihren Wangen herab, und ein konvulsivisches Schluchzen schüttelte sie.

„Aber Ilse," sagte Frau von Zehren ungeduldig von der Badewanne aus, über die sie und die Rückschwart sich wie böse Feengevatterinnen beugten. „So nimm dich doch ein bißchen zusammen."

Dr. Liebetrau aber umschloß die erschöpft daliegende Anne Dore und die weinende Ilse mit dem gleichen Blick nachsichtigen Mitleids und sagte leise: „Ja, solche Stunden fordern eigentlich zu große Dinge von solch armen kleinen Menschenstäubchen — 's ist ungerecht." Dann wandte er sich an Ilse: „Nun gehen Sie aber wirklich nach Hause — Sie hätten gar nicht herkommen sollen." — „Sag Theophil, daß ich noch hier bleibe," rief ihr Frau von Zehren nach.

Nun stand Ilse draußen im Korridor. Er war finsterer noch als vorher bei ihrer Ankunft. Sie streckte die Hand nach dem Treppengeländer aus. Im selben Augenblick aber schoß ihr der ziehende Schmerz viel stärker noch als vorher durch Rücken und Schenkel. Es war, als würden ihr die Kniee ganz weich. Kalte Tropfen traten ihr auf die Stirn; sie blickte in einen finsteren

Strudel, der sie unerbittlich in sich hineinzog. Sie wollte sich halten, tappte mit der Hand in der Luft, aber sie fand keine Stütze. Und sie fühlte nun, wie sie hinabstürzte in eine dunkle endlose Leere. — Sie hörte einen gellenden Schrei. Hatte s i e den ausgestoßen? — Und dann empfand sie einen stechenden Schmerz im Rücken. Jetzt bin ich tot, dachte sie. — Dann dachte sie nicht mehr. Aber sie hörte noch, Stimmen, rauschend und summend, ganz weit fort. — Nun hörte sie nicht mehr. — Sie war gar nicht mehr da. — Aber etwas war noch irgendwo, das hörte. Was hörte? — Nun war auch das nicht mehr da. —

Nichts war. —

Und das war die barmherzigste Zeit, als nichts mehr war. Später war wieder etwas da, wie aus weiten Fernen zurückgekommen, das litt. Lange Stunden. Als ob das Leiden nie enden würde. Aber dann endete es doch. Allmählich.

Aber nicht, als sei der Schmerz vorüber, sondern als sei das Etwas zu schwach geworden, um noch zu empfinden. Nur keine Bewegung, keinen Laut, daß der Schmerz nicht wieder fühlbar wird. Ganz still lag das Etwas. Lange Stunden. —

Später einmal, da öffneten sich die Augen. Blickten mit müdem Erstaunen. Fanden sich nicht zurecht. Was hatten sie denn früher beim Erwachen gesehen? Eine braune Tapete .... Gardinen mit Straminstickerei .... die waren nicht mehr da. Vielleicht hatten die Motten sie gefressen? Es war ja wohl alles sehr lange her. Alles? Was denn? —

Nun suchten die Augen. Ein Asternstrauß stand da. Was für andere Blumen hatten die Augen denn zuletzt gesehen? War da nicht einmal ein Zweig roter Rosen gewesen? Ja, rote Rosen, halb verwelkt, auf einem dunklen Flur hingesunken — und darunter — ein finsterer Schlund und auf seinem Grunde Leiden, Leiden. —

Nun wußte sie alles wieder. Verstand auch, was seitdem geschehen. Besann sich plötzlich auf Dinge, die Spuren in ihrem Gedächtnis hinterlassen hatten, und die sie doch ohne Bewußtsein ihres Geschehens erlebt haben mußte. — Jetzt erkannte sie auch, wo sie lag. Das leere Zimmer war es. Und Worte, die sie einmal vor langer Zeit gehört, tönten in ihrem Erinnern, Worte in Dr. Liebetraus Stimme: „Tragt sie ins leere Zimmer, da ist's am ruhigsten.“ Und dann etwas später war da eine andere Stimme gewesen: „Mein armes Kind,“ hatte die ganz leise und immer wieder gesagt, „mein armes Kind!“

Aber eigentlich klang es, als sagte sie: „Es ist doch schlimm, ja sehr schlimm.“ —

„Papa,“ sagte Ilse, sie wußte ja nun, daß er die ganze lange Zeit dagewesen. —

Und da war er auch schon. In dem Sessel neben ihrem Bette saß er, mager und zusammengeschrumpft — als sei weniger von ihm da wie damals — wo sie ihn zuletzt gesehen — wo er noch sagte: „Es ist ja nicht so schlimm.“ — Ob er jetzt wußte, wie es wirklich war? Vielleicht, denn er sah so blaß, so vergrämt aus. — Sie versuchte, ihm die Hand hinzustrecken. Eine ganz mager und klein gewordene Hand, und der glatte goldene Ring, der immer die Neigung gehabt, herabzugleiten, war fort. Mußte wohl in der langen Zeit endgültig weggerollt sein. —

„Erzähl mir, Papa,“ bat sie leise, „was alles gewesen.“

Behutsam, schonend sprach er von ihrem Sturz, von der langen schweren Krankheit. — „Du wußtest wohl damals selbst gar nicht, daß du ein Kindchen erwartetest,“ fragte er flüsternd. Sie schüttelte den Kopf, und ein nachträgliches Entsetzen stieg in ihre Augen. „Theophil und seine Mutter sind sehr unglücklich,“ fuhr Papa fort, „denn all diese Hoffnungen sind ja nun vernichtet — und es ist ja auch traurig.“ —

Ilse atmete tief und mußte wohl noch sehr schwach sein, denn ungehindert ließ sie den Ge-

danken auch gleich zu Worten werden: „Ach nein, Papa, das ist gut so — es wäre ja doch wohl wie sie geworden.“ —

„Still, still, Kind,“ wehrte Papa ängstlich. „Jetzt im Wachen darfst du so etwas nicht sagen.“

„Hab ich während der Krankheit viel so gesprochen?“

Papa nickte und flüsterte: „Aber ich hab die anderen dann immer herausgeschickt.“

Ihre Augen trafen sich, und Ilse sah: Ja, Papa wußte nun, wie es wirklich war. —

„Greinchen oder ich waren immer bei dir,“ fuhr Papa fort.

Greinchen, ach ja, Ilse entsann sich, deren Stimme hatte sie ja auch in den Fieberträumen zu vernehmen geglaubt. —

„Ich ließ Greinchen nachkommen, sobald ich sah, wie schlimm es um dich stand,“ erzählte Papa. —

„Und die anderen?“ fragte Ilse nach einer Weile.

„Oh, sie waren alle sehr erschrocken und besorgt,“ antwortete Papa, „der arme Theophil, deine Schwiegermutter, deine Schwägerin und ein Fräulein von St. Pierre, die gerade zu Besuch bei ihr war; auch die Kummerfelder und vor allem die beiden alten Stiftsdamen haben sich beständig nach dir erkundigt.“ —

„Ja, ja," sagte Ilse gleichgültig, „aber andere? waren nicht auch andere da?"

„Gräfin Helmstedt ist alle Tage selbst gekommen," erwiderte Papa, „die Blumen dort brachte sie — sie sagte, es solle etwas von ihr dastehen, wenn du erwachen würdest."

Papa schwieg eine Weile und sagte dann leiser: „Sie hat viel über dich mit mir gesprochen." Und wieder schwieg er, seufzte und murmelte vor sich hin: „Ach Kind! man will ja immer das Beste, aber man weiß so wenig."

Es waren hindämmernde, noch halb traumhafte Empfindungen, in denen Ilse die nächsten Tage verbrachte. Die Jugend in ihr konnte nicht anders, als sich über das rückkehrende Lebensbewußtsein freuen, aber die Erinnerung fürchtete sich davor, das Dasein von neuem aufnehmen zu müssen. — Es wäre schön gewesen, noch recht lange so weiter liegen zu können, geborgen durch Papas und Greinchens Gegenwart. Die beiden verstanden es, ihr ganz unauffällig alles Störende fernzuhalten, scharfe Klänge zu mildern, Reibungen zu verhüten. — Aber daß all das doch da war und ihrer wartete, das wußte Ilse wohl. Wenn Papa und Greinchen erst fort waren, dann würde alles wieder sein wie früher, schlimmer vielleicht, denn sie fühlte ja, daß manche Gegensätze noch angewachsen waren, daß ihre Krankheit wie eine lange Reise gewirkt hatte, von der man,

scharfsichtiger geworden, zurückkehrt: sie las nicht nur Enttäuschung, sondern auch Vorwurf in Frau von Zehrens und Theophils Augen. Sie selbst dagegen empfand nicht nur Gleichgültigkeit, nein, etwas wie Erlösung. — Sie sann jetzt oft nach über jene Möglichkeit, die, ihr selbst unbewußt, ihr Leben eine kurze Spanne Zeit enthalten hatte. Ein furchtbares Geheimnis schien es. Wenn sie daran dachte, empfand sie wie jemand, dem Gewalt angetan worden. Wieder und wieder fragte sie sich mit nachträglichem Schauder: Wie durfte so etwas überhaupt geschehen, wenn nicht des eigenen Wesens Innerstes dazu ja gesagt?

Über Papa war eine Unruhe gekommen, er drängte nach Hause, seit es Ilse besser ging, wollte sich unterwegs in Berlin aufhalten, wo er mit seinem langjährigen Berater, Justizrat Schilderer, dringende Geschäfte habe. — „Solltest du je einen Rat brauchen, so wende dich an den," sagte Papa, und Ilse zuckte die Achseln — was gab es da zu raten? Sie mußte eben suchen, die Wirklichkeit möglichst zu vergessen und sich wieder auf ihre geheime Insel retten. Von ihrem Bette aus schaute sie nach dem Flügel, der in eine Ecke geschoben worden war — dort war ihre geheime Insel. —

Als Ilse ihre Tage schon wieder auf dem Sofa verbringen konnte, reisten Papa und Greinchen ab. Es war dann zuletzt, trotz all seines

Drängens, als ob sich Papa gar nicht von Ilse trennen könne, immer wieder griff er nach ihrer Hand, streichelte die lose hängenden Haare, hob das weiße schmale Gesicht in die Höhe und blickte in die noch größer gewordenen Augen. — ‚Warum sind wir je auseinander gegangen, da wir doch so sehr zusammengehören?‘ dachten sie beide. Und Papa beantwortete die stumme Frage: „Ich bin ein kranker Mann, Kind, ich wollte gut für dich sorgen,“ sagte er traurig. — In Ilse aber regte sich die Gegenfrage: „Gibt es denn keine andere Weise, für eine Frau zu sorgen, wie sie einem Mann zu geben?“ —

Ach, wer doch stark und frei wäre, sich ein eigenes Leben zu schaffen! —

Über den Kiesplatz drunten rollte nun der Wagen davon, in dem Theophil Papa und Greinchen nach Sandhagen fuhr. — Bei dem verhallenden Ton wollte es wie verzagende Hoffnungslosigkeit und bange Ahnung unwiderruflichen Abschieds in Ilse aufsteigen, aber sie bezwang sich: Stark und frei mußte man werden, sich ein eigenes Leben schaffen — und wenn es auch schon zu spät scheint. —

So erhob sie sich vom Sofa, schritt auf noch schwachen Füßen zum Klavier. — Zaghaft zuerst berührten ihre Finger die Tasten, suchten die Begleitungen der Lieder, die sie vor Monden zuletzt gesungen, fanden sie wieder gleich einst ge-

kannten Zauberformeln und mit ihnen all die Hoffnungen, die geheimen Seligkeiten jener vergangenen Tage. — Ja, singen wollte sie wieder, singen, in den hellsten, jauchzendsten Tönen ihrer Stimme, Töne, denen sie selbst damals oft mit erstauntem Entzücken gelauscht. Ein Preislied sollte erschallen, daß ihr in allem Elend dies eine große Glück des Gesanges gegeben! —

Ihre Augen strahlten, sie öffnete die Lippen: Ein schmetterndes Preislied sollte es werden!

Aber was war das? Wo blieb der erwartete Schall? Kaum ein Ton entrang sich ihrer Kehle . . . nicht mal ein Echo früherer Klänge rief ihr mühsames Pressen hervor. — Entsetzt und doch noch ungläubig versuchte sie es abermals, versuchte statt des Liedes einzelne Töne, versuchte es leise, versuchte es laut. — Das konnte doch nicht wahr sein? Sie mußte sich geirrt haben. — Aber da war kein Irrtum, — die Stimme war verschwunden, war statt ihrer gestorben. — Die Stimme, die ein neues Leben ersingen sollte. —

Da stützte sie die Arme auf den Flügeldeckel, vergrub das Gesicht in den Händen und weinte fassungslos. —

So fand sie Dr. Liebetrau, der von Frau von Zehren zu seinem täglichen Besuch hereingeführt wurde.

„Ja, ja, mein Kind," sagte Frau von Zehren freundlicher als sonst, als sie Ilses tränenüber-

strömtes Antlitz gewahrte, „es fängt nun wohl an, dir zum Bewußtsein zu kommen, welch Unglück deine unzeitige Krankheit über die Familie gebracht hat! Da magst du freilich weinen."

„Doktor," rief Ilse noch ganz benommen und ohne Frau von Zehrens Worte recht verstanden zu haben, „liebster Doktor, ich habe . . . meine Stimme verloren — ich kann nicht mehr singen!" und sie fing wieder zu schluchzen an. —

„Darüber weinst du?" rief Frau von Zehren, und die kleinen tückischen Äuglein funkelten über den weiten Wangenflächen, „an solche Lappalien vermagst du zu denken, wo Weltsöden vielleicht an die Kummerfelder kommen wird — denn Liebetrau meint ja, daß du nun doch wohl schwerlich mehr . . . ."

„Aber, aber," unterbrach sie der Arzt, „lassen wir doch all das und freuen wir uns, daß die junge Gnädige uns überhaupt erhalten geblieben ist."

„Ja, aber bester Liebetrau! können Sie denn das verstehen!" erwiderte erregt Frau von Zehren, „sein Lebtag hat man's mit Gott und der Kirche gehalten, und nun muß man das erleben: Diese kleine Anne Dore, wo doch gar nichts drauf ankommt, die muß man da mit zwei, sage mit zwei Jungens sehen — und bei uns, wo es sich doch ums Erlöschen der ältesten Linie handelt — bei uns — ich frag Sie: wo ist da noch eine Gerechtigkeit?"

„Ich sehe auch wahrhaftig keinen Grund zur Freude, bloß weil ich am Leben geblieben bin, Dr. Liebetrau," fiel Ilse bitter ein, „denn was soll mir Leben an sich — das Singen war ja doch meine einzigste Freude — und nun hat mir ein sinnloses Schicksal meinen eigensten Lebenszweck genommen!" —

Dr. Liebetrau schnupfte und schneuzte sich in das türkisch gemusterte Taschentuch und blickte dabei mit der wehmütigen Nachsicht, die er für alle Gebrechen hatte, auf die beiden gegen stärkere Macht hadernden Frauen. — Und doch, dachte er, werden sie beide lernen müssen, sich davor zu beugen, ob die eine es nun Gott und die andere Schicksal nennt: denn keinem von uns wird es erspart, Opfer zu bringen, und zwar ist es immer gerade das Liebste, was als schwerstes Opfer von einem jeden gefordert wird. Der einen hier ist es der alte Fetisch der Familie, der anderen der moderne Abgott der Ausbildung eigener Gaben. —

Laut sagte er dann zu den beiden: „Jedes Leben endet mit Entsagung, mit dem Mosesblick auf Länder, zu denen wir nie gelangen — aber wir können wenigstens trachten, einer dem anderen den Weg zu erleichtern, auch wenn wir Zweck und Ziel nicht verstehen." —

Ilse erschauerte, da sie von des Arztes Lippen das Wort vernahm, dem sie immer wieder

begegnete — Entsagung. — Der Name stand auf so vielen Wegweisern — führten denn alle Straßen dorthin? — und war auch sie schon von unerbittlicher Macht endgültig auf solche Straße gedrängt? — — —

Der Spätherbstwind strich wieder über das flache Land, und aufblickend sah Gräfin Helmstedt, wie er an ihrem wohlgeschlossenen Fenster die gelben Blätter vorüberjagte. Ein Vollstrecker der Gebote der Verschwenderin Natur schleuderte er das Gold durch die Lüfte.

Gräfin Helmstedt saß in ihrem Arbeitszimmer am Schreibtisch. Es war ein stiller, beruhigend wirkender Raum, graugrün, von der Farbe ferner, in Nebel getauchter Wälder. Kein Zimmer für viele. Nur wenige bequeme Sessel und daneben zu steter Benützung bereit liegend einige Lieblingsbücher auf niedrigen Etagèren. Ein offener Flügel und als einziger Bildschmuck über dem Kamin ein Porträt ihres Mannes.

„Wenn wir, wie die Chinesen ihren Palasthallen, jedem unserer Wohnräume einen symbolischen Namen verliehen, so würde ich dies das Zimmer der bleibenden Lebenswerte nennen," hatte Gräfin Helmstedt einmal zu Ilse gesagt. —

Ein angefangener Brief lag auf dem Schreibtisch, und nachdem die Gräfin eine Zeitlang

den vorbeiflatternden Blättern draußen sinnend nachgeschaut, schrieb sie weiter: „. . . . so sind wir denn mit kurzen Unterbrechungen bald anderthalb Jahre hier, lieber Walden, viel länger, als wir anfänglich zu bleiben beabsichtigten. Und eigentlich nur, weil es uns unmöglich schien, unsere Nachbarin zu verlassen, die kleine Ilse, über die Sie mir damals zuerst geschrieben haben, und die seitdem in unser Leben hineingeflattert ist, wie ein armes zerzaustes Vögelchen, das man streicheln und liebhaben muß. Bald nach ihrer eigenen Krankheit kam die Nachricht vom plötzlichen Tode ihres Vaters, und der hat sie sehr mitgenommen, nicht so sehr, weil sie sich immer besonders nahe gestanden hätten, als weil sie während des Vaters Hiersein erst erkannten, wie viel sie sich hätten sein können. — Mir will es ja überhaupt scheinen, als ob so manches Gebäude erinnernder Liebe nicht die Trauer um das, was war, sondern um das, was hätte sein können, zur Grundlage hat. — Wir suchten Ilse über die ersten so schweren Zeiten hinwegzuhelfen. Sie hatte es nötig, denn im eigenen Hause fand sie wohl wenig Trost. Da herrscht nämlich nur Erbitterung über den Verstorbenen, der, unmittelbar vor seinem Tode, sein Vermögen derart festgelegt hat, daß die Tochter nur über die Zinsen verfügen kann. — Das gab eine arge Enttäuschung für die Zehrens, die auch dies Kapital gar

zu gern ihrem Landesmeliorationsmoloch geopfert hätten. Die Stimmung, in der sie sind, erkannte ich, als neulich der Kummerfelder zum Weltsödener sagte: „Wenn dein Schwiegervater dies alberne Testament, statt beim Justizrat Schilderer in Berlin, in seinem eigenen Schreibtisch aufbewahrt hätte, und es wäre dir in die Hände gefallen, so hättest du es vernichten sollen.“ — „Dabei würden sie mit dem Strafgesetz in Konflikt gekommen sein,“ bemerkte mein Mann. — Aber ich glaube wirklich, wo es sich um das Heil ihres Grund und Bodens handelt, hören alle Skrupel auf.

Nachdem wir aber zuerst nur aus Gefühlsgründen für Ilse geblieben waren, sind wir jetzt praktisch in ihrem Dienste hier tätig. — Der bisherige Reichstagsabgeordnete dieses Kreises ist nämlich kürzlich gestorben, und für die Neuwahl ist Herr von Zehren-Weltsöden als „unser Kandidat“ aufgestellt worden. Sie können sich denken, wie gleichgültig es mir eigentlich ist, wer gewählt wird — ich habe zu lange im Auslande gelebt, um zu fragen, zu welcher der vielen hiesigen Parteien einer gehört, ob Fortschrittler, Nationalliberaler, Zentrumsmann — da draußen erschienen sie mir alle als dasselbe: Landsleute meines Mannes, — Deutsche. Und jeder, der kam, war willkommen. Auch dem Sozialdemokraten, der meines Mannes Muttersprache spricht,

hätte ich gern die Hand gereicht. — Aber vielleicht kann ich ja nur deshalb so deutsch empfinden, weil ich eben keine geborene Deutsche bin. — Für diese Wahl hier bin ich aber Feuer und Flamme, als ob ich eine fanatische Politikerin wäre. Freilich nur aus ganz subjektiven Gründen, was ja bei weiblichen Überzeugungen häufig der Fall sein soll: um Ilse zeitweilig wenigstens in die angenehmeren Lebensbedingungen von Berlin zu verhelfen. — Und so sind wir denn hier, damit mein Mann, was er etwa an Einfluß auf Wähler besitzt, zu Gunsten des feierlichen Herrn von Zehren einsetze. — Unverdientermaßen werden wir von den Nachbarn ob dieses Eintretens für ‚die gute Sache' sehr gelobt. ‚Sie fangen doch an, für die wahren Interessen des Landes Verständnis zu gewinnen,' sagte neulich die verwitwete Frau Mechtild von Zehren über uns. — Ich aber mußte dabei an all die Jahre draußen in der Ferne denken; welche Interessen, glaubt sie, vertraten wir denn dort? —

Sobald die große Schlacht hier vorüber und hoffentlich gewonnen sein wird, gehen wir nach Berlin. Schade, lieber Walden, daß Sie nicht auch dort sind! Wir stehen ja nun außerhalb der Dinge, aber die herzliche Teilnahme für die Freunde, die noch tun und wollen, ist wach in uns geblieben, und ich hörte Sie gerne einmal wieder mit Ihrem schönen Enthusiasmus von den

Aufgaben reden, die Sie hoffen, einst lösen zu dürfen. Besonders gern aber hörte ich Sie auch wieder singen." —

Gräfin Helmstedt schloß den Brief und adressierte ihn an den Baron Wolf von Walden, Deutsche Gesandtschaft, Tanger.

Nachdem der Brief über das blaue mittelländische Meer gereist und in der Hafenstadt des vielumstrittenen afrikanischen Reiches angelangt war, wurde er von einem braunen Boten hinaus zum Zeltlager gebracht, wo jüngere Diplomaten verschiedener Nationalitäten gerade kampierten und sich im edlen Sport des pig-sticking übten. — Einem schlanken, blonden, sonnengebräunten Mann, der nach scharfem Ritt in einem Klappstuhl vor seinem Zelte lehnte, übergab der Bote den Brief. Blaue Augen lasen ihn, blickten dann sinnend hinaus und gewahrten doch nicht mehr die afrikanische Landschaft mit der zufälligen internationalen Staffage — sahen statt dessen in weiter Ferne das Bild der Schreiberin, der Frau mit den bald silbern, bald golden schimmernden Haaren und den zeitlosen Gewändern. Und neben diesem Gesicht, das Walden kannte, seitdem er als jüngster Attaché seine Laufbahn an einer Botschaft begonnen, tauchte ein anderes auf, das er nur ein paarmal und ganz flüchtig vor zwei Jahren gesehen, und das doch, wenn es ihm seitdem bisweilen vorschwebte, ihn stets

mit rührend stummem Vorwurf anzublicken schien, als sei er für ein großes Glück einst zu spät gekommen. Ob er sie je wiedersehen würde?

Vom benachbarten Zelt klangen da spanische, französische, englische Laute in sein Träumen. Man rief ihn zum Tee. Er sprang auf, reckte die Glieder, schob den Brief in die Tasche. — Und wußte nicht, daß, während er so dastand im Schein der zum atlantischen Ozean niedersinkenden Sonne und dem Gelesenen noch einen Augenblick nachsann, in einem Zimmer der Wilhelmstraße in Berlin zwei Exzellenzen nach einer längeren Debatte über die Verschiebung der ihnen unterstellten menschlichen Figuren auf dem Weltschachbrett unter anderem auch zu dem Ergebnis gekommen waren, den Legationssekretär Baron Wolf von Walden im Laufe des kommenden Winters in das Auswärtige Amt zu berufen.

Die Vorbereitungen zur Neuwahl im Kreise Sandhagen gingen unterdessen eifrig weiter.

Als das Mandat Theophil von der Parteileitung angeboten worden war, hatte er zuerst Bedenken empfunden, ob er Weltsöden alljährlich mehrere Monate verlassen könne. Aber da hatte seine Mutter beleidigt aufbegehrt: War sie nicht da, und würde ihre Aufsicht etwa nicht

genügen? Über dem Eifer, Theophil dies zu beweisen, vergaß sie alle anderen Zweifel, die sie selbst vorher etwa gehegt, und die sich nicht um den Sohn und das Gut, sondern um die Schwiegertochter gedreht hatten. War es ratsam, Ilse den Lockungen Berliner Lebens auszusetzen? Ilse, die doch nie so ganz fest und sicher in den Dienst des Zehrentums eingespannt erschien? Mit Mechtild, bei der sich auch gerade der alte Pastor Rockstroh und seine Frau befanden, sprach sie darüber.

„Ich begreife Ihre Sorgen, gnädige Frau," sagte der Hochehrwürdige, „denn Ihre Frau Schwiegertochter wird da manch sündiges Schauspiel erblicken, wird sie doch vielleicht sogar Bälle besuchen müssen." Und dann setzte er mit gekreuzten Händen und dankbarem Blick zu seiner behäbigen und glatt gescheitelten Gattin hinzu: „Ja, darob preise ich wahrlich Maria, mein Weib, daß sie nicht nur nie hat getanzet, sondern auch nie hat tanzen sehen." —

Mechtild hegte ganz dieselben Bedenken wie die Schwiegermutter. Ihr, die im Fanatismus freudloser Pflichterfüllung und im wohlgefälligen Kult eigener Begrenztheiten Ersatz für alle Enttäuschungen fand, blieb Ilse immer ein fremdartig ungebundenes Wesen. Sie hatte gehofft, die Schwägerin so schwer an ihrer Kinderlosigkeit tragen zu sehen, wie sie selbst an ihrem Überfluß

näher zu kommen. — So beugte sie denn den Kopf — nicht in der zustimmenden Entsagung, die beinahe Glück ist, sondern in dumpfer Niedergeschlagenheit, die bisweilen von Anfällen verzweifelnder Auflehnung unterbrochen wurde. — Immer mehr auch haßte sie das ganze kümmerliche Land, die spärlichen Kiefern, in denen der ewig wehende Wind immerzu klagte und stöhnte, den dürren Boden, aus dem die Pflanzen nicht in unwiderstehlichem Lebensdrang, sondern nur wie auf ein Geheiß der Pflicht zu sprießen schienen; und auch die Menschen waren ihr fremd und unheimlich geblieben, es war ihr, als spähten sie alle danach aus, daß ihr Schlimmes geschehen möge. — Nur bei Gräfin Helmstedt fühlte sie sich sicher und wohl.

Im Winter nach Papas Tode hatte Gräfin Helmstedt, die für kurze Zeit nach Italien auf ihre Besitzungen reisen mußte, zu Ilse gesagt: „Ich möchte Sie so gern bitten, mit uns zu kommen," da waren Ilses Augen plötzlich ganz groß und starr geworden vor der Möglichkeit solchen Glücks, doch dann hatte sie müde geantwortet: „Ja, ich weiß, daß Sie das gern für mich täten — aber nachher — da paßte ich wohl noch weniger hierher." — Die Worte waren aber für sie wie das kurze Öffnen eines Käfigs gewesen, das rasche Erblicken von allerhand Freiheitsmöglichkeiten. Ein Schwindel, ein Verlangen waren ihr davon zurückgeblieben. —

In solcher Stimmung war Ilse, als Theophil das Mandat angetragen wurde. — Fort? fort? — Sie wagte kaum daran zu glauben. Schon die nun beginnende Wahlagitation bedeutete ja für sie eine Entlastungszeit, denn Theophil hatte jetzt endlose Besprechungen mit Parteileitern, dem Landrat, allerhand Wahlagenten; dann kamen die Fahrten in die verschiedenen Orte des Kreises, die Wahlversammlungen, die Reden. — Während er also daran arbeitete, die Wähler den betörenden Lockungen der Sozialdemokratie zu entreißen, und ihnen eindringlich ihre Pflichten gegen Thron und Altar und die Wichtigkeit der Erhaltung der Scholle vorhielt, hatte er keine Gedanken mehr für die Mängel der eigenen Frau. — Seine Gabe feierlicher Redeweise war auf andere abgelenkt, und da Frau von Zehren gleich zu Beginn der Wahlkampagne die Bewirtschaftung des Gutes übernommen und damit vollauf zu tun hatte, hätte Ilse ganz ungestört im einsamen Weltsödden träumen oder unbemerkt stundenlang bei Gräfin Helmstedt sitzen können. Aber bald genügte ihr das nicht, denn gerade in Frohhausen empfing sie zuerst die Anregung, sich selbst bei der Agitation zu beteiligen. — Die Gräfin erzählte von Wahlen in England, die sie erlebt, und wie dort auf den Landgütern die Damen, in Ermangelung eigenen Wahlrechts, doch für ihre Männer Stimmung machten. „Wir

müssen das arme Kind irgendwie anregen," erklärte Gräfin Helmstedt ihrem Manne, „und es gibt ja Frauen, die imstande sind, sich für Politik zu begeistern, so daß sie ihnen wirklich ein Ersatz für vieles wird." —

Graf Helmstedt mußte lächeln in Gedanken an Ilses weiche Lippen und große sehnsuchtsvolle Augen, und er antwortete: „Ja, Gisi, die gibt es — aber ich glaube, deine junge Freundin wird sich immer eher für einen Politiker wie für die Politik begeistern. Sie gehört zu denen, die in der Sache immer den Menschen lieben."

„Ja, den kann ich ihr freilich nicht schaffen," sagte die Gräfin. —

Doch ihre Worte waren bei Ilse auf dankbaren Boden gefallen. Der bloße Gedanke, sich wieder für irgendein Ziel betätigen zu können und dadurch bestimmend in das eigene Geschick einzugreifen, war für Ilse eine Gesundung. Zuerst mit den Frauen der Wähler, dann mit den Wählern selbst begann sie zu sprechen. — Es war auch gar nicht so schwierig, die richtigen Worte zu finden — von allen Herren der Nachbarschaft hatte sie ja immer wieder diese selben Sätze vernommen, leblos hatten sie in ihrem Gedächtnis gelegen. Nun holte sie sie hervor und redete von monarchischer Gesinnung und Schutz der nationalen Arbeit, ohne sich sehr viel dabei denken zu können. — In Weltsöden und den umliegenden

Ortern und Dörfern war man ja der Leute ziemlich sicher, und was die Frau des konservativen Kandidaten dort sagte, fand gewiß nur Zustimmung; die Gefahr lag in der Kreisstadt Sandhagen mit ihren kleinen industriellen Betrieben. Von dort ging auch die Agitation des Genossen Priebatsch aus, der von der sozialdemokratischen Parteileitung entsandt worden war, um den Kreis Sandhagen, diese Hochburg feudaler Junkerherrschaft, durch die Lockungen billiger Nahrungsmittel und des Koalitionsrechtes der Landarbeiter zu erobern. —

Aber sogar bis in die Kreisstadt wagte sich Ilse. Die Handwerker, die sie gelegentlich hatte in Weltsöden arbeiten sehen, suchte sie zu gewinnen und bald wandte sie sich auch an die Ladenbesitzer. Mit tiefem Ernst setzte sie Schuster und Schneider auseinander, daß sie die Landwirtschaft stärken sollten, weil diese die beste Kundin der heimischen Industrie sei. — Der Kutscher Jochem hatte schwere Tage, fuhr nicht der Herr, so fuhr sicher die junge gnädige Frau unter allen möglichen Vorwänden in die Stadt, um diesen und jenen Wähler zu bearbeiten.

Der Genosse Priebatsch begegnete Ilse ein paarmal auf ihren Fahrten, und er schaute mit einem gewissen neugierigen Interesse dieser blutjungen Frau von seltsam zarter Schönheit nach, die mit seinem Gegenkandidaten, auch so einem

Brotverteurer und Schnapsbaron, verheiratet war, und die ihm als eine so energische Bekämpferin der Sozialdemokratie geschildert worden war. — Er ahnte nicht, daß es keineswegs altererbte politische Überzeugungen und staatserhaltende Grundsätze waren, von denen Ilse in den Kampf gegen die Umsturzpartei getrieben wurde, sondern daß ihr, wie zuweilen auch anderen, die Politik nur als Mittel zum Zweck diente. Dieser Zweck aber war der gerade so manchem Parteigänger des Genossen Priebatsch wohl verständliche Wunsch, aus der Abhängigkeit ländlicher Stellung in die Stadt zu entkommen, wo auch sie verhältnismäßige Freiheit zu finden hoffte. —

Theophil war zuerst verwundert über die Tätigkeitsentfaltung seiner Frau, und dann begann sie ihm zu schmeicheln; er glaubte darin eine späte Verneigung vor seiner Wichtigkeit zu erkennen, den verschämten Wunsch zu entdecken, ihm wenigstens auf einem Gebiete zu dienen. —

Theophil wußte von der eigenen Frau eben auch nicht viel mehr wie der Genosse Priebatsch. — Aber er belobte sie manchmal gönnerhaft, wenn er sah, wie sie eifrig die Flugblätter adressierte, die er an die einzelnen Wähler sandte: „Das ist ja sehr brav von dir, mein liebes Kind."

Am Wahltag fuhr Theophil mit seiner Mutter und Ilse schon früh in die Kreisstadt.

Und während er im Gasthaus zum schwarzen

Adler ausstieg, wo das Komitee seiner Parteifreunde versammelt war, fuhren die beiden Damen zur Landrätin, die sie aufgefordert hatte, den Tag in ihrem Hause zu verbringen, wo sie das Wahlergebnis am raschesten erfahren würden. —

Es war ein fortwährendes Kommen und Gehen von allerhand Boten, ein An- und Absausen von Radfahrern, ein Notieren des stündlichen Standes der Stimmen in den einzelnen Wahlbezirken, ein Addieren der schon bekannten Zahlen, ein Weitergeben der einlaufenden Nachrichten an das Regierungspräsidium, ein aufgeregtes Bewerten der noch ausstehenden Ergebnisse. — Um die Mittagszeit, als die Arbeiter aus den Fabriken Sandhagens strömten, und die sozialdemokratische Stimmenzahl plötzlich hoch anschwoll, wurde Ilse ganz beklommen. Ihre Wangen glühten, ihre Hände waren eiskalt — sie vergegenwärtigte sich erst da ganz, wie brennend sie Theophils Wahl wünschte, und was sein Unterliegen für sie selbst bedeuten würde! —

Aber am Nachmittag änderte sich das Bild — mehr und mehr konservative Stimmen wurden aus den Dörfern gemeldet. Das wackere flache Land! Wie sehr liebte es Ilse doch in diesem Augenblick! —

Bald hatte Theophil die absolute Majorität errungen, und immer noch schwoll die Zahl der

ländlichen Stimmen. — Es gab nicht nur einen Sieg, sondern einen glänzenden Sieg. —

Stolz auf seinen Kreis trat der Landrat einen Augenblick bei den Damen ein: „Ja Sandhagen, das war doch noch ein altpreußischer Kreis, da war noch Verlaß drauf.“ — Und Theophil kam feierlich unter der neuen Würde vom Schwarzen Adler herüber, und Onkel und Vettern drängten nach mit dröhnendem Lachen. — Champagner wurde gebracht, um mit den Damen anzustoßen auf diesen Sieg der guten Sache. Auch Dr. Liebetrau, der gerade des Weges kam, trat ein, um zu gratulieren, und sagte verschmitzt zu Ilse: „Ja, Berlin, das ist für manchen schon ein angenehmer Kurort gewesen.“ —

Dann fuhren Ilse und Frau von Zehren heim, während Theophil in der Kreisstadt blieb. Im Schwarzen Adler sollte nun ein feierliches Parteifestessen abgehalten werden. —

Spät am Abend stand Ilse dann noch lange am Fenster des leeren Zimmers, das seit ihrem Unfall ihr Zimmer geblieben. — Sie schaute sinnend hinab auf den Gutshof. Zwei Jahre waren es her, daß sie da zuerst vorgefahren. — Oft waren die einzelnen Stunden wie Jahre so lang gewesen, und nun erschien ihr die ganze Zeit kurz und schon verschwimmend im großen Nebelmeer all dessen, was vorüber.

Drüben am Giebel des Wirtschaftsgebäudes

sah sie das dunkle Gestell des großen Transparentes, das der Inspektor, der Förster und ihre Leute seit Tagen bereit gehalten. Hell hatten vorhin zur Feier des erfochtenen Wahlsieges die Worte: „Hoch Zehren!" in die Nacht hinaus geglänzt. — Jetzt war das Licht längst ausgebrannt. Und Ilse empfand da plötzlich, daß auch in ihrem Leben etwas erloschen war, und daß über einem Abschnitt, an dem nun nichts mehr zu ändern, der Vorhang niedergelassen worden. — Und wie die Nacht da draußen, so lag auch die Zukunft dunkel vor ihr. Bangigkeit vor Unbestimmtem erfüllte sie, und es war ihr, als warte sie zitternd, welch Wort nun am Lebenstransparente vor ihr aufblitzen würde. — — —

Theophil hatte in den Zelten eine kleine möblierte Wohnung genommen, von deren Fenstern aus man zwischen den entlaubten Bäumen des Tiergartens die glatten Wände von Kroll, die Siegessäule und das Reichstagsgebäude hervorschimmern sah. Sein Arbeitszimmer war angefüllt mit Broschüren, statistischen Tabellen und Sitzungsberichten, die er mit Ehrfurcht behandelte, als so viele Beweise eigener Bedeutung. Aber er weilte wenig in der Wohnung. Früh schon griff er nach dem Zylinder, der ihn noch

länger und ragender erscheinen ließ und wanderte dann mit dem tiefernsten, sorgenvollen Ausdruck des überbürdeten Staatsmannes hinüber in den Reichstag. Dort verbrachte er seine ganzen Tage und kehrte nicht einmal zur Mittagsmahlzeit heim, denn er hatte für nichts Zeit neben den Pflichten, die er betraut worden war, dort unter der goldenen Kuppel zu erfüllen. Wohl hatten ihm die alten Tanten Lidwine und Askania im letzten Abschiedsmoment zugeraunt, er möge auf ihr liebes kleines Ilschen im großen Berlin gut acht geben, aber die Worte waren verhallt und vergessen — und was wäre das auch für eine Aufgabe neben jener anderen gewesen, die Regierung davor zu hüten, sich vom rechten Wege ab allzu weit nach links verlocken zu lassen, und ihr vorzuhalten, wie sie für die Interessen des „wertvollsten Volksbestandteiles" am besten zu sorgen habe. — Theophil seufzte bisweilen tief auf unter der Last eigenen Verantwortlichkeitsgefühls.

Alles, was jenseits von Heyl und Oriola saß, galt ihm als gefährliche Gesellen, vor deren Anschlägen es hieß, das Reich zu retten; er machte aus diesen Gefühlen kein Hehl, aber auch vor dem Regierungstisch war er der landangesessene, aufrechte Junker. Gegen Staatsminister, besonders solche bürgerlicher Herkunft, nahm er gern die Haltung eines zwar wohlwollenden, aber die Aus-

gaben mutwilliger Jünglinge doch streng kontrollierenden Vormundes an, und wenn gesprächsweise von diesen Exzellenzen-Herren künftige Forderungen für ihre Ressorts erwähnt wurden, so sagte er gewichtig: „Nun, dabei werden wir doch auch noch ein Wörtchen mitzureden haben." — Jetzt, wo er sie selbst auszuüben glaubte, hätte er gewünscht, daß die an sich verwerfliche parlamentarische Macht eine größere sein möge. Ihm, der als jüngerer Sohn nie sonderlich beachtet worden, und der dann auch später vor der des Herrschens gewohnten Mutter sich stets weiter gebeugt hatte, schmeichelte es, nun plötzlich von einem ganzen Ministerium als ein Machtfaktor anerkannt zu werden. Begegnete er Soldaten in den Straßen Berlins, so sagte er sich wohlgefällig: „Die existieren, weil wir sie bewilligt haben." Und voller Genugtuung dachte er an die Schlachtschiffe, deren Bau von seinem Ja oder Nein abhängen würde; an die Reichssubsidien, die er den Dampferlinien zu gewähren oder zu entziehen vermochte. Die Sicherstellung von Kranken und Altersschwachen hing von seiner Stimme ab, ja, ihr Einfluß drang bis weit über die Meere, wo er, an den fernen Gestaden deutscher Kolonien, Bahnbauten und Hafenanlagen verhindern oder entstehen lassen konnte. — Er nahm sich selbst so feierlich ernst und wichtig, daß man auf ihn aufmerksam wurde und sich zu fragen

begann, ob dieser hagere Neuling mit dem allzu kleinen Kopf auf dem allzu langen Halse, den abschüssigen Schultern und der wie eine Champagnerflasche wirkenden Silhouette etwa berufen sein sollte, ein Führer zu werden.

Und unterdessen schaute sich Ilse mit erstaunten Augen in der Berliner Welt um. Sie empfand etwas Erwartungsvolles, wie schon so mancher beim Betreten der großen Stadt, der in ihr etwas zu werden oder etwas zu finden hoffte. Neue, erhöhte Lebenskraft regte sich in Ilse, und sie schritt hier straffer durch die asphaltierten Straßen, als auf den sandigen Weltsödener Wegen. Dort gab es nie Unvorhergesehenes, man konnte mit geschlossenen Augen schleichen; hier galt es aufpassen, um beizeiten drohenden Zusammenstößen auszuweichen oder Grüße von Bekannten zu erwidern. Und auch die vielen Vorbeieilenden, nie zuvor Gesehenen, lohnte es, anzuschauen, dem Lebensgeheimnis nachzusinnen, das ein jeder mit sich tragen mochte. Manchmal war es Ilse dann auch, als ob sie in den Augen dieses oder jenes hastig seines Weges Gehenden ein plötzliches Interesse aufflackern sähe, als wollten seine Blicke sagen: Wie bist du jung, — wie bist du schön. —

Ilse wäre in diesen ersten Herbstwochen aber doch recht einsam in Berlin gewesen, wenn sie nicht Helmstedts dort vorgefunden hätte.

Die wurden ihr Führer und Erklärer in dieser neuen Welt.

Graf und Gräfin Helmstedt hatten für den Winter eine Wohnung in einem der großen Berliner Hotels bezogen. Sie schützten zwar Gesundheitsrücksichten vor und gingen weder an den Hof noch zu großen Festen, aber ihr eigener Salon füllte sich bald mit den vielen Leuten verschiedenster Kreise, die ihre Freunde geblieben, und auch mit den anderen, für die es ein Kuriosum, eine Sensation, etwas wie eine Premiere auf der Weltbühne war, „Helmstedts nach dem Sturz" zu sehen.

Aber die Stimmung, Schiffbrüchige geworden zu sein, die jenen eigen, die nur durch ein Amt etwas bedeuteten, herrschte bei Helmstedts nicht. Der Gräfin merkte man sogar die Erleichterung an, offizieller Pflichten ledig, mehr noch als früher ihren künstlerischen Neigungen leben zu können, und der Graf blickte mit wehmütig ironischer Abgeklärtheit auf frühere Kollegen und neuerliche Nachfolger, die in ihren Botschaften oder Ministerien scheinbar wie in uneinnehmbaren Festungen saßen, von Bekannten und Untergebenen geflissentlich wie Ewigkeitswerte behandelt wurden, und die doch auch, bald vielleicht, für ersetzbar befunden werden würden. Eintagserscheinungen waren sie ja alle, wie er selbst. Da ihm bedeutet worden, daß

er sein Tagewerk getan, mochten nun andere sich mühen — er schaute ihnen zu, neidlos und ohne Bitterkeit. „Die Leiter der Menschen sind wie Läufer, die Fackeln tragen," pflegte er zu sagen, „nach einem bestimmten Stück Wegs müssen sie sie, so oder so, doch immer anderen schon wartenden Händen überlassen."

Nachdem man sich überzeugt, daß Helmstedts offenbar nichts wollten und daher auch nicht gefährlich werden konnten, und nachdem man sich natürlich auch vorsichtig vergewissert hatte, daß es von „oben" nicht übel vermerkt werden würde, begann auch die offizielle Welt, die zuerst gezaudert, bei ihnen zu erscheinen. Meist zu zweien, um es auf alle Fälle nicht allein gewesen zu sein, rauschten die Exzellenzen-Damen herein, mit einem Krankenbesuchen angemessenen Ausdruck und der deutlichen Absicht, recht freundlich zu sein gegen „die arme Helmstedt" — und dann rauschten sie nach einer Weile wieder heraus, ohne recht Gelegenheit gefunden zu haben, diese Vorsätze auszuführen, weil sie mit einer gewissen überlegenen Liebenswürdigkeit empfangen worden waren, vor der solch gütiges Gebenwollen völlig unangebracht erschien.

Nach einem solchen Besuche sagte Gräfin Helmstedt zu Ilse: „Das sind alles in ihrer Art tüchtige Leute, aber eine gewisse Grazie, die des Lebens Härten mildert, geht ihnen meist ab.

Uns Ausländern fällt es besonders auf, daß angeborene Liebenswürdigkeit hier selten ist."

Theophil, dem Ilse dies erzählte, meinte dazu: „Wir haben es ja auch gar nicht nötig, für liebenswürdig zu gelten; es genügt uns, gefürchtet zu sein. Liebenswürdigkeit hat mir stets etwas Suspektes — etwas welsch Jesuitisches; es ist keine der Tugenden, durch die Preußen groß geworden." —

Selbst beobachtend, glaubte Ilse manches wahrzunehmen, was die Worte ihrer Freundin bestätigte. Sie lernte die Leute kennen, die sich so viel dünken, daß sie es nicht mehr für nötig halten, sich um irgendjemand zu bemühen — und die anderen, die so viel erst werden möchten, daß sie sich noch aller Welt angenehm zu machen und in jedem Lager Freunde zu erwerben trachten. Hieraus entstanden seltsame Nüancen im Verkehr. Die Manieren, die Begrüßungen, die ganzen Umgangsformen erschienen danach abgestuft und wohl berechnet. Es gab ältere Damen, über die junge Frauen zu Ilse geringschätzig flüsterten: „Es lohnt sich nicht, sich denen vorstellen zu lassen — die geben ja doch nichts." Und andere wiederum, die stets von einem Gedränge umgeben waren. Auch konnte man aus der Art, wie eine Frau empfangen wurde, beinahe genau berechnen, was der Rang ihres Mannes sein mußte. Es war oft, als ob nicht Men-

schen, sondern lebendig gewordene Titel miteinander verkehrten.

So hörte Ilse einst bei Gräfin Helmstedt eine Staatsministerin zu der Frau eines Rats aus demselben Ministerium sagen: „Wie seltsam, daß ich Sie heute hier treffe, ich habe nämlich gerade heut nacht von Ihnen geträumt." Worauf die Jüngere sich halb erhob, eine Verbeugung andeutend und devot stammelte: „Aber Exzellenz, das wäre doch an mir gewesen."

Bei Helmstedts, wo Ilse täglich stundenlang war, sah sie an sich vorüberziehen, was sich so Berliner Gesellschaft nennt — eigentlich lauter streng abgetrennte Zirkel, die sich nur äußerlich berührten.

Da gab es Hofleute, die ihren hohen Herrschaften wie Priester ihren Gottheiten dienten, und sich selbst dabei auch ungefähr wie von Gottes Gnaden vorkamen; sie zerfielen in die leise Säuselnden, von Kirchenbau Redenden und Spenden zu Wohltätigkeitszwecken Entlockenden, und in die anderen, die mehr eine kernig forsche Urwüchsigkeit hervorkehrten, um so ein unbeugsames Rückgrat zu markieren. Hofdamen, die auf zaghaft scheue, neu vorgestellte Debütantinnen wie heranschwimmende Eisberge bei Meerfahrten wirkten, Kälte verbreitend und die Angst erweckend, daß, wenn man auch scheinbar glatt an ihnen vorbeikäme, doch in sub-

marinen Tiefen dauernd schädigende Zusammenstöße drohen könnten.

Bei Helmstedts traf Ilse auch manche der Fürstlichkeiten, aus der zweiten und dritten Abteilung des Gothaer Hofkalenders, die, von der sommerlichen Stille ihrer Schlösser kommend, die Wintermonate in dem zurzeit gerade als vornehmstes geltenden Berliner Hotel verbrachten. Es kam vor, daß die einen oder anderen unter ihnen sich gerade in irgendeiner Etikettenfrage von oben her verletzt fühlten; die gestatteten sich dann ein mildes Frondieren und besuchten die in Ungnade gefallenen Helmstedts mit einer gewissen Ostentation, um ihre eigene Unabhängigkeit zu beweisen. Sie bildeten ein parterre de princes, das die Botschafter zu den Festen einluden, die sie für die Allerhöchsten gaben. Familien wie den Zehrens aber waren sie verhaßt, weil sie mehr und mehr den mittleren preußischen Adel verdrängten, ihm finanziell die soziale Konkurrenz unmöglich machten. Die Zehrens hatten gegenüber dem größeren Wohlstand, der raffinierteren Eleganz und kosmopolitischeren Gewandtheit all dieser Durchlauchten nur den einen Trumpf des Alters ihrer Familie in Händen. — Aber mit dem ließ sich nicht viel ausstechen! — In einer Zeit, die auf politischem Gebiet die gemäßigten Parteien vor dem Vordringen der extremen zusammenschrumpfen und mählich ver-

schwinden sieht, vollzieht sich ein gleiches in der sozialen Arena. Der alte eingesessene Landadel mit seinem mittleren Wohlstand muß weichen, und als Überlebende im gesellschaftlichen Wettbewerb bleiben nur übrig: die Gruppe der kleinen Fürstlichkeiten mit ihrem Anhang und — die kommenden Herrschergeschlechter aus der Finanz und Industrie. —

Und auch diese Finanzfürsten lernte Ilse kennen. Männer, die durch die Fähigkeit, gute Geschäfte abzuschließen und nie für etwas zu teuer zu zahlen, groß geworden waren, die aber zur Erreichung ihrer sozialen Ambitionen keinen Preis zu hoch fanden und hier sehr reale gegen völlig imaginäre Werte umtauschten. — Ein Titel, ein kleines Wörtchen vor dem auf den Weltmärkten doch weit und breit berühmten Namen, die standen bei ihnen hoch im Kurse. Ländliche Damen vom Schlage Rinas in der Zukunft hielten sich auf über solch modernen Zuwachs der Hofgesellschaft, aber Gräfin Helmstedt, der eine ichthyosaurenhafte Edelfrau aus pommerschem Uradel über eine Regierung klagte, „die so verschwenderisch den Adel verliehe,“ antwortete: „Ich finde es eigentlich kaufmännisch richtig, diese Ware loszuschlagen, so lange sich noch Liebhaber dafür finden — es könnte doch eine Zeit kommen, wo auch Titel zu entwerteten Ladenhütern würden.“ —

Vorläufig schien diese Gefahr noch nicht nahe. Und war erst der Hof mit Müh und Not erreicht, „wo," wie eine unbeugsame Magnatenfrau bemerkte, „man ja überhaupt allmählich die schlechteste Gesellschaft trifft" — so galt es, einzudringen in die kleinen, exklusivsten Koterien. Leute, die den Kredit ganzer Staaten nach Belieben zu beeinflussen vermochten, trachteten mit heißem Sehnen nach einem Stückchen mit einer Einladung bedruckten Karton, aus irgendeinem besonders schwer zu erobernden Hause. Und staunend hörte Ilse einen der ganz großen Geldgewaltigen, von dessen Wort Wohl und Wehe ganzer Arbeiterbataillone abhingen, strahlend erzählen: „An den Hof kommen ist schließlich leicht, aber gestern bin ich auf einem intimen Diner bei dem Herzog von X. gewesen — da war die Geselischaft mal wirklich fein durchsiebt."

Aber ungeachtet dieser kleinen, nun einmal zur menschlichen Komödie gehörenden Seiten, mußte man doch dem Grafen Helmstedt recht geben, wenn er sagte: „Unter diesen Leuten stecken heutzutage unsere ganz großen Kerls." Diese Männer und ihre Väter waren es ja, die Deutschland von einem für die anderen Nationen so bequemen und ungefährlichen Volk kleiner, mit bescheidenen Verhältnissen und geringem Gewinn zufriedener Händler, zu einem der größten Erwerber der Welt gemacht hatten. Mit der den genialen Finanz-

führern eigenen Witterung für den Erfolg, hatten sie einst die Mittel bereit gehalten für die großen Kriege, die das Land politisch an erste Stelle rückten. Und seit jener in heroischer Zeit geschaffenen fundamentalen Wandlung, hatten sie rastlos an dem materiellen Gedeihen und Ansehen des neu erstandenen Reiches gearbeitet. Ihre Banken waren zu Welthäusern angewachsen, befreit von fremder Bevormundung. Und das ganze Aussehen der Welt war durch sie ein anderes geworden, denn bei ihnen ja hatten die großen Erfinder die Mittel zur Materialisierung ihrer kühnsten Gedanken gefunden. Bisher unbekannte Naturkräfte waren erforscht und dienstbar gemacht, neue Heil- und Zerstörungsstoffe entdeckt worden. Zu ihrer Verwertung hatten die Herren des Geldes die großen Farbwerke, die Pulverfabriken, die elektrischen Gesellschaften geschaffen, neues Licht leuchtete auf Erden, mit neuen Geschwindigkeitsmöglichkeiten rechnete der Verkehr. Die Grenzen des als erreichbar Denkbaren waren um weite Spannen hinausgeschoben. — Und in noch viele andere Nebenflüßchen und Kanäle sickerten die mächtig treibenden gelben Fluten! Keine Kirche wurde gebaut, kein Krankenhaus noch Säuglingsheim gegründet, ohne daß man die Meister der goldenen Ströme um Beihilfe angegangen hätte; zu Kunsterwerbungen für die Museen, zu Erweiterungen

wissenschaftlicher Institute, zu Erforschungen ferner unwirtlicher Weltstriche mußten sie beitragen — ja es wurden sogar die Summen angegeben, „die man von jedem einzelnen erwartete" und es kam vor, daß dabei ganz einfach eine Null der vom Geber ursprünglich beabsichtigten Spende angehängt wurde. Eine zweite Besteuerung war es, von schonungsloser Einschätzungskommission erhoben! — Und die also Gepreßten gaben, gaben immer wieder. Manchmal aus Interesse für die Sache, häufiger aus Interesse für die Personen, in deren hohem Namen gesammelt wurde, meist wohl, weil es so viel bequemer war, durch rasche Unterzeichnung eines Schecks den leidigen Bittgänger los zu werden, wie sich der Mühe höflicher Ablehnung zu unterziehen.

Neben diesen Einheimischen lernte Ilse nun auch zum erstenmal Ausländer kennen, denn naturgemäß verkehrten bei Helmstedts viele Diplomaten — Diplomaten, die, in diesem von keinem Fremden so recht geliebten Lande, schärfer noch wie anderswo die traditionelle Kritik an dem jeweiligen Posten übten, und die dabei noch so sehr unter der Suggestion des gefürchteten Bismarckschen Geistes standen, daß sie immer wieder vergaßen, wie rasch dieser geschwunden, und die weit ausschauende Pläne und tückische Absichten dort vermuteten, wo man in Wahrheit sich immer mehr ziellos treiben ließ und in dem Ausweichen

vor Zusammenstößen eine ängstliche Geschicklichkeit übte. — Wie wenig aber solch nervöses Zagen den tatsächlichen Machtverhältnissen entsprach, das hätten wohl am besten gerade die fremden Militärbevollmächtigten bezeugen können, die mit lauerndem Blick nach der Scharte des Schwertes und der Lücke in der Wehr vergeblich spähten.

Denn ihnen gegenüber standen ja jene, an deren Wert in der ganzen Welt kein Zweifel besteht. Viele waren damals noch darunter, die einst kämpfend des Volkes Einheit geschaffen — Namen trugen sie, bei deren Klang Ilse war, als tönten eherne Glockenschläge. Und diesen erprobt Besten des Landes reihten sich in langem Zuge die ihnen nachstrebenden jüngeren Geschlechter an. Da waren die Herren mit den karmoisinroten Streifen, die so viel rastlose, vorsorgende Arbeit leisten, und bei deren Anblick man denkt: „Die da wachen für uns, wir können getrost sein.“ Und die vielen Tausend braven Leutnants der deutschen Armee, von denen ein paar Dutzend in jenem Winter gerade in Berlin ausgingen und Ilses Tänzer wurden.

Aber besonders fühlte Ilse sich zu den Marineoffizieren hingezogen. Sie erschienen ihr wie die jüngeren Söhne der großen militärischen Familie, die darauf brennen, sich gleich den älteren hervorzutun und auch Ruhm und Namen zu erwerben. Etwas der eigenen Begeisterungsfähigkeit Ver-

wandtes, den Wunsch, sich einmal für ein hohes Ziel ganz hingeben zu können, fühlte Ilse ihnen an. — Vielleicht würden sie alle dereinst in künftigem Kampfe fallen, sicher aber kehrte keiner anders wie ehrenbedeckt heim!

Oft auch saßen an Gräfin Helmstedts Kamin jene anderen Pfeiler deutscher Größe, Gelehrte mit hohen durchfurchten Stirnen und grübelnden Denkeraugen. Bergesgipfeln glichen sie, die am frühesten den Strahl aufgehenden Tageslichts auffangen, und von denen es dann langsam hinabdringt zu den Ebenen. Menschen, die vorausdenken, was dann die anderen ihnen nachdenken müssen. — Vorsichtig, beinahe schüchtern im Ausdruck waren die besten dieser immer weiter tastenden Sucher, wohl wissend, daß heute Wahrheit scheinen mag, was morgen schon Irrtum ist. Aber neben diesen echten sah Ilse auch dieses Berufes Talmigottheiten, Leute, die, wie auch manch bis dahin ungenannter Schriftsteller oder Künstler, zu allgemeinem Staunen, in den Stand offizieller, aber ephemerer Berühmtheit versetzt worden waren.

Gräfin Helmstedt besuchte im Laufe des Winters mit Ilse auch manche Ausstellungen und Ateliers — selbst die der verwegensten Neuerer auf den Gebieten der Kunst, denn wenn sie auch selbst aus klassischem Lande stammte, so war sie doch weitherzig in ihren Interessen, und das noch

Unverständliche erschien ihr darum nicht unberechtigt. Die Seher geschwungener, sich symphonisch verschlingender und entwirrender Linien, die anderen, die die Natur in mosaikartig nebeneinander gesetzten Farbentupfen darstellten, die Massenverbraucher von Ölfarbe, die ihre Bilder mehr kneteten wie malten, die Zeichner, die mit etwas Tusche all den grauen farblosen Jammer ganzer Menschenklassen auf ein Blatt Papier zu bannen trachteten; die bitteren Karikaturisten mit dem ätzenden vernichtenden Griffelstrich, und ihre ausgelasseneren Brüder, denen alles nur Gegenstand verzerrenden Lachens war — sie alle betrachtete die Gräfin mit freundlichem Lächeln und meinte, daß aus all diesem verwirrenden Brodeln sicher noch einmal das große, moderne, neue Wege und Formen schaffende Genie geboren werden würde. — Theophil dagegen war all diese noch werdende und tastende Kunst ein Greuel, er war der Meinung, daß es Not täte, den Künstlern von oben eine bestimmte Marschroute vorzuschreiben; all diese Ungebundenheit widerte ihn an, weil er so etwas wie sozialdemokratischen Geist dahinter witterte.

Ja, mancherlei Gestalten sah Ilse unter Gräfin Helmstedts Führung! Schmerzlich nur war ihr das Zusammentreffen mit den vielen

Musikern, die sich bei der Freundin versammelten. Zu stark regte sich dann in ihr die Erinnerung an jenen kurzen Traum allereigensten Lebensinhalts und Zweckes. Am deutlichsten ward ihr dies bei einem Konzert, das die durchreisende Lydia Neuland in Berlin gab. Wie Ilse all jene Lieder nun wieder vernahm, die sie selbst unter Lydias Anleitung einst geübt, da glaubte sie, bei jedem Ton nicht nur die volle Stimme der Sängerin, sondern, einem fernen leisen Echo gleich, auch den Klang der eigenen toten Stimme noch einmal zu hören — — und in ihr stiegen all die wehen Gedanken auf, die durch der Tage Abwechslung eingeschläfert worden, von denen sie aber trotzdem wohl gewußt, daß sie wartend doch immer da gewesen — denn ihre Seele wies ja dumpfe Stellen, in denen der Schmerz schlummerte und bei der ersten harten Berührung erwachen konnte.

Oftmals genügte ein Wort, ja der bloße unerwartete Anblick Theophils, sie, wie in einem Blitzlicht, erkennen zu lassen, was hinter all den neuen gleitenden Erscheinungen die einen Augenblick vergessenen und doch unabänderlichen Faktoren ihres Lebens waren. Gerade angesichts all der Möglichkeiten, die hier die Welt von allen Seiten bot, kam es ihr mit voller Grausamkeit zum Bewußtsein, daß sie im Schlafwandel der Jugend in eine Falle geraten war, aus der sich

herauszuarbeiten alle Jahre des Lebens nicht lang genug sein würden. Dann überkam sie Hoffnungslosigkeit, mitten in dem bewegten Treiben, und gleichgültig schien alles neben dem Einen, das blieb.

Aber sie suchte solche Stimmungen abzuschütteln, denn viel wackere Tapferkeit lebte in ihr — und sie hatte auch schon die der verschwenderischen Jugend meist fremde Kunst erlernt, gute Tage nicht ungenutzt zu vergeuden.

Und gute Tage waren diese ersten Berliner Zeiten.

Erst später einmal sollte Ilse erkennen, daß sie, wie alle vorherigen Jahre, nur ein Vorspiel gewesen.

Neben all dem Neuen hatte Ilse aber auch etwas sehr Altbekanntes in Berlin gefunden. Greinchen lebte seit Papas Tod von der Pension, die er ihr ausgesetzt, in einem der in früheren Kieferwäldern entstandenen Vororte, und war dort umgeben von den alten Mahagonimöbeln aus den dreißiger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts, die er ihr vermacht hatte. Da stand der Sessel mit dem verstellbaren Buchhalter an der Armlehne, der viereckige Ofenschirm, in den das mit Perlen gestickte Bildnis eines weißen Hündchens eingelassen war, die Chiffonniere, durch deren

Glasscheiben man ein Idyll von Porzellanlämmern gewahrte, das Sofa, dessen Bezug aus schwarzem Roßhaargewebe mittels Nägel mit weißen Porzellanköpfen gespannt war. Weiße, gehäkelte Antimakassars lagen auf den Polstermöbeln, und ein ebensolcher Schoner schützte die bunten Blumen der Plüschdecke auf dem runden Tisch mit den Klauenfüßen. Über der Mitte des Sofas aber hing an der Wand eine Photographie Papas, um die eine schwarze Kreppschärpe geschlungen war. — Und inmitten all dieses altväterischen Hausrats, der aus Zeiten geistiger und politischer Einengung stammte, war ein völlig neues, fortschrittlich modernes Greinchen erwacht. Zwar brachte sie dem Kind, wie sie Ilse nannte, die gleiche altgewohnte Herzlichkeit entgegen, aber daneben entdeckte Ilse auch gänzlich Unerwartetes in dem ältlichen Fräulein mit dem gutmütigen Bulldoggengesicht. Denn Greinchen, die Jahrzehnte ihres Lebens ganz dem Dienste eines kränkelnden, oft griesgrämigen Mannes geweiht, der ihre Aufopferung kaum bemerkt hatte, war jetzt in ihrem vorgerückten Alter unter die Frauenrechtlerinnen vorgeschrittenster Richtung gegangen. War es nur der Einfluß der großen Stadt oder ein Bestreben, etwas von ihrer eigenen, grenzenlosen und unbeachteten Hingebung nachträglich zurückzunehmen — jedenfalls besuchte Greinchen jetzt eifrig Versammlungen zu Gunsten

des Frauenstudiums, unterzeichnete scharfe Resolutionen und sprach selbst, mit erhitzten Wangen und bebender Stimme, von der Ausnutzung des Weibes durch den Mann, von dem Rechte auf gleichen Lohn für gleiche Arbeit, von dem Anspruch auf die nämlichen Bildungsmöglichkeiten. All diesen beredt vorgetragenen Theorien und Forderungen lauschte Ilse ehrfürchtig und erstaunt, daß so viel geistige Regsamkeit in dem kleinen dicken Fräulein gesteckt, das sie selbst doch früher stets so viel minder bewertet hatte, — aber wenn Greinchen mit viel Entrüstung, aber wenig Sachkenntnis, auf „die Knechtung der Frau in der Ehe“ zu sprechen kam, da zuckte ein wehmütig überlegenes Lächeln um Ilses Lippen, und sie fühlte, daß sie der erregten Frauenrechtlerin über dieses eine Kapitel viel aufklärende Winke aus eigenster Erfahrung hätte geben können.

Ilse hatte Greinchen zu einigen Vortragsabenden begleitet, und dabei war ihr zum ersten Male zum deutlichen Bewußtsein gekommen, daß Frau sein eigentlich nichts anderes heißt, wie zu den Menschen zweiter Kategorie zu zählen. Sie selbst, wie alle die Frauen, die da in dem Saale sich versammelt hatten, gehörte zur großen Schwesterschaft der minder Berechtigten. Aber während sie selbst für ihren persönlichen Fall dies stets als etwas Unabänderliches empfunden

hatte, trachteten jene durch Agitation und Propaganda dagegen anzukämpfen und ihre Lage zu verbessern. Das Tapfere, das in der Aufnahme solch ungleichen Ringens lag, erregte Ilses Sympathie, und sie begriff, daß diese Frauen ihre ganze Energie und Kraft dafür einsetzten, den nach ihnen Kommenden bessere Entwicklungs- und Betätigungsmöglichkeiten zu schaffen. Vielleicht würde es ihnen auch wirklich gelingen, allmählich das Los der Millionen erwerbstätiger Frauen günstiger zu gestalten. Ja, den vielen war vielleicht ein klein wenig zu helfen. — Was aber vermochte Gesetzgebung für eine einzelne arme Frau, die sich im Lebensweg geirrt? — —

„Hast du eigentlich Justizrat Schilderer schon mal gesehen, seit du in Berlin bist?" fragte Greinchen, als Ilse eines Tages wieder in ihr Vororthäuschen kam.

„Nein," antwortete diese, „ich bin absichtlich nicht zu ihm gegangen, weil ich weiß, daß es Theophil nicht recht sein würde — er schreibt ja Schilderers Einfluß Papas Testament zu, durch das ihm die Verwaltung meines väterlichen Erbes entzogen ist."

„Na," sagte Greinchen mit pfiffig frohem Lächeln, „wer nun auch damals deinen Vater dahin beeinflußt haben mag, hat dir auf alle Fälle einen großen Dienst geleistet."

„Ach weißt du," erwiderte Ilse seufzend,

„bisher hab ich davon nur Reibereien und stichelnde Bemerkungen von Theophil und seiner Mutter."

„Das will ich gerne glauben," sagte Greinchen. „Sie fühlen eben, daß dir dein Vater damit die materielle Grundlage künftiger Unabhängigkeit hat bereit halten wollen."

„Künftiger Unabhängigkeit?" wiederholte Ilse fragend.

„Nun ja," antwortete Greinchen ganz trokken und geschäftsmäßig, „während unseres Aufenthalts in Weltsöden ist es deinem Vater und mir doch völlig klar geworden, daß du es in der dortigen Umgebung und Behandlung nicht sehr lange würdest aushalten können, und daß wohl auch deine Ehe zu denen gehören wird, über die die Welt das Nähere bei der Scheidung erfährt."

„Aber Greinchen!" rief Ilse, „und das alles sagst du mir so ganz ruhig und wie . . . selbstverständlich!" —

„Ja, liebes Kind," antwortete das alte Fräulein, „warum sollte ich mich denn beim Gedanken an ein so häufiges Vorkommnis aufregen? Viele der Frauen, mit denen ich heute zusammen arbeite und kämpfe, haben genau das früher mal durchgemacht; auch sie hatten sich im Wege geirrt und haben dann ihre Freiheit zurück erobert. Dem Wert ihrer Persönlichkeit hat es nichts geschadet, und sie haben erst nachher ihr eigentliches Tätigkeitsfeld gefunden. — Die Hin-

gabe an einen Mann," dabei sandte Greinchen einen langen Blick zu der mit Krepp umschlungenen Photographie über dem Sofa, „die wollen ja die meisten Frauen durchaus mal kennen lernen — aber, glaub mir, die Männer sind und bleiben nun mal die ewig Verständnislosen, die Unterdrücker! Der Kampf für die Rechte der eigenen Geschlechtsgenossinnen gewährt eine ganz andere Befriedigung. — Auch du wirst noch zu uns kommen, wenn du dich erst frei gemacht hast."

„Ja, Greinchen," sagte Ilse, „ich will ja gar nicht versuchen, vor dir zu tun, als ob ich mit Theophil etwa glücklich wäre — aber um mich, wie du sagst, frei machen zu können, müßten doch wohl noch ganz andere Gründe vorliegen — er hat mir ja schließlich kein besonderes Unrecht angetan."

„Na, warte nur nicht, bis er dir eines vorwerfen kann," erwiderte Greinchen. „Und, Ilse, vergiß nicht, zum nächsten Referat über die Lage der Fabrikarbeiterinnen zu kommen." —

Während Ilse nun Greinchens von Kiefern umstandenes Häuschen verließ, den im Sande abgesteckten Straßen der künftigen Villenkolonie bis zum Bahnhof folgte, und sie dann in dem Vorortzug zur Stadt zurückfuhr, hallten die eben vernommenen Worte noch lange in ihr nach. Es war so seltsam gewesen, sachlich nüchtern erörtern zu hören, woran sie bisher zu denken kaum

je gewagt. Eine gewisse Beruhigung hatte freilich darin gelegen: etwa, als ob in einen finsteren Raum, wo sie allerhand Spuk vermutet, ein plötzlicher Lichtschein gefallen wäre und offenbart hätte, daß da in Wirklichkeit nur allerhand nützliche Geräte standen. Aber zugleich welch beängstigender Ausblick auf Streit und peinliche Unterredungen, auf Enthüllungen innerster, verborgener Erlebnisse. Oh, besser tausendmal, es alles weiter tragen, und daß nicht zu allgemeinem Gesprächsstoff würde, was so unendlich schmerzlich war! — Und dann mußte Ilse lächeln: Wie war Greinchen, deren eigenstes Leben in stillster, ereignislosester Hausbackenheit verlaufen, für andere doch so rasch zur Heraufbeschwörung schwerster Konflikte und äußerster Entschließungen bereit! Und als Ersatz und Trost für alles andere das Selbstvergessen in der Frauenfrage? Das mochte in Greinchens Jahren vielleicht möglich sein, aber für sie selbst? Ach nein! — Und dunkel fühlte Ilse, daß ihr noch nicht gegeben, in der Not der Millionen die eigene, oft so brennende Glückssehnsucht zu vergessen. —

Der Vorortzug hatte das freie Land verlassen, wo heute noch der Pflug die Erde aufwarf und todgeweihte Kiefern standen. Bald würden sich an ihrer Stelle neue Häuser erheben, und einige aus den Millionen würden hier draußen wohnen — wie Vorposten, denen bald die

großen Scharen folgen. Der Zug, der draußen im flachen Lande ein weithin sichtbarer, eilender, schwarzer Streifen gewesen, — über dem ein zweites duftigeres, weißes Band schwebte, das mit ihm geeilt war, — glitt nun auf hohen Bogen zwischen den ersten ragenden Häusern hinein in die riesige Stadt. — Er verschwand darin wie verschlungen, sein weißer Dampf ward aufgesogen von all dem anderen, was da auch qualmte, rauchte, fauchte, und die Menschen, die er gebracht, und die draußen in der Leere wie Persönlichkeiten erschienen waren, verschwanden hier im Gewühl gleich Atomen. —

Es kamen nun trübe, lastende Wintertage.

In den Zimmern war es so dunkel, als hingen vor allen Gegenständen graue Schleier, durch die sie nur undeutlich hindurchschimmerten. In den Ecken verdichtete sich das Grau zu tiefer Finsternis, die Geheimnisvolles zu bergen schien. Wie Schatten im Nebel bewegten sich die Menschen. Wenn das Hausmädchen morgens in Ilses Zimmer trat und die Vorhänge aufzog, sickerte ein schwacher Schimmer fahlen Lichtes herein, aber schon ein paar Schritte vom Fenster entfernt war es erloschen und untergegangen in all dem lastenden Grau.

Alle Morgen traf Ilses erster Blick drei bunte Drucke alter englischer Rennbilder, die ihrem Bette gegenüber hingen und auf denen in dieser möblierten Wohnung schon die Blicke so vieler Mieter geruht haben mochten. Das eine stellte vor, wie ein ganzes Feld schlanker sehniger Pferde mit Jockeys in buntem Dreß zum Start bereit steht; der Starter hält das Fähnchen, mit dem er das Signal geben soll, und das ganze Feld wartet auf das Zeichen — seit fünfzig Jahren wartet es schon so! — Auf dem zweiten Bild wird ein Graben genommen — ein Pferd ist dargestellt, wie es eben beim Sprung hoch in der Luft schwebt. Viele Generationen von Pferden sind gekommen und gegangen, aber dies eine bleibt immer so zwischen Himmel und Erde hängen. Das dritte Bild zeigte die Tribüne. Eifrig beugen sich all die Damen in frühviktorianischen Trachten nach einer Seite, um die Pferde beim Finish zu sehen, und unten im Paddock recken sich Jockeys und Sportsleute in Vatermördern und seltsam hohen Hüten die Hälse aus, um von weitem den Sieger zu erkennen — aber sie können ihn noch immer nicht erblicken, ob sie gleich so viele Jahre ausschauen. Die drei Bilder waren Ilse allmählich zu einem Alpdruck geworden, sie empfand sie als Fragen, die endlich mal gelöst werden mußten. Manchmal in den Nächten dachte sie: Ob nun wohl der Sieger

eintrifft? Aber der nächste Morgen zeigte, daß er noch immer nicht durchs Ziel gegangen. —

So war der Tag des Vortrags über die Lage der Fabrikarbeiterinnen gekommen, und Ilse sagte Theophil, daß sie ihm gern beiwohnen wolle. Doch er erwiderte, das sei unmöglich, weil er für sie beide eine Einladung zur Soiree bei Herrn von Told-Engel, einem einflußreichen Parlamentarier, angenommen habe. — „Überhaupt steckst du mir zu viel in all diesen Dingen," sagte er ärgerlich, „und was heißt das: die Lage der Fabrikarbeiterinnen bessern zu wollen? — Wenn sie sich mit dem Verdienst ihrer Männer zufrieden geben und hübsch bescheiden leben wollten, wie früher, brauchten sie überhaupt nicht in die Fabriken."

„Viele haben wohl keine Männer," sagte Ilse zaghaft, denn sie fühlte sich trotz Greinchens Belehrungen unsicher auf den Gebieten der Frauenfrage. —

Theophil aber beachtete ihren Einwand nicht und fuhr fort: „In all diesen Frauenbestrebungen liegt eine gewisse Auflehnung gegen die von altersher bestehende Ordnung. Gräfin Helmstedt hat dich wohl da hineingebracht?"

Doch nun lachte Ilse. Ein leises, freudloses Lachen war es. Und sie antwortete: „Ach nein, Theophil, da irrst du, — denn Frauen, die so glücklich verheiratet sind wie Gräfin Helmstedt,

für die ist die Frauenfrage ja gelöst, und sie haben gar keine Zeit darüber nachzudenken."

„Und das soll für dich bedeuten . . . ?"

„Nun," antwortete sie mit dem etwas wehmütigen Spott, der ihr hier in Berlin angeflogen war, „mir bliebe allenfalls noch Zeit, über ungelöste Frauenfragen zu grübeln — aber — wozu von all dem reden!" —

„Allerdings — und um so mehr, als ich im Reichstag heut wirklich nicht ob all dieser Kindereien zu spät kommen darf — also ich hol dich heut abend zu der Soiree bei Cold-Engels hier ab."

„Ginge es wirklich nicht, daß du mich entschuldigtest?" fragte sie noch einmal furchtsam, als er schon Mantel und Zylinder anhatte, „ich weiß nicht warum, aber ich möchte so gar nicht hin."

„Mir dagegen kommt es sehr viel darauf an, und es schickt sich, daß du dich bei meinen Parteifreunden zeigst — und nun, liebes Kind, halte mich nicht länger von Wichtigerem zurück." —

Mit feierlichen Schritten ging er davon. Sie war mechanisch ans Fenster getreten und starrte hinaus, wo alles grau und verschwommen war. Und dann sah sie Theophil unten in der Straße zum Reichstag schreiten, würdevoll sogar unter dem Regenschirm. Wie sie die kleiner und kleiner werdende, im rinnenden Grau schwindende Silhouette betrachtete, fuhr es ihr durch den Sinn:

Es gibt Frauen, die ihren Männern so alle Tage nachblicken, um noch ein paar Sekunden länger ihre Gestalt sehen zu können, und die abends wieder da stehen und eben so hinausspähen, um die Heimkehrenden nur ja schon von weitem zu entdecken, und sich dabei sagen: gleich, gleich werde ich ihn wieder haben! — All das wird es in meinem Leben nie geben! —

Ilse lehnte noch lange am Fenster und starrte hinaus, und obschon sie die Dinge draußen kaum als Einzelheiten wahrnahm, empfand sie sie doch in ihrer Gesamtheit als bedrückend. Es war, als zöge die Trübsal durch die Lüfte gleich einem schattenhaften Wesen, in langen, wehenden Schleiern. Über das stumpfe, dunkle Krollsche Gebäude kam sie geflogen, schwebte über die dürren Bäume, an deren Zweigen Fetzen ihres Gewandes hängen blieben, umkreiste wieder und wieder die Siegessäule, eine blaßgraue Nebelboa um sie windend, schleifte ihre lang hernieder schleppenden Hüllen über die Kuppel und Dächer des Reichstags, breitete ihren grauen wallenden Mantel über die ganze große Stadt. Niemand, der gerade in den Straßen ging, auf deren nassem Asphalt sich die Bäume und ersten Laternenlichter spiegelten, erkannte die Züge der Trübsal, wie sie droben durch die Lüfte schwebte, aber unsichtbar lastete sie doch auf allen.

Auch auf Ilse senkte sich vom Himmel,

aus dem alles Licht erstorben, eine unsichtbare Schwere immer bedrückender nieder, und aus dieser Beklemmung heraus erwuchs in ihr ein Gefühl unendlicher Sehnsucht. Schwingen hätte sie haben mögen, die weit ausgebreitet durch den Nebel tragen, — wie dort der große dunkle Vogel, der eben lautlos über die kahlen Wipfel des Tiergartens glitt und im Grau verschwand — fort, fort! — Und plötzlich mußte sie an die weiten Fernen der Erde denken, in denen Onkel Thilo einst geweilt, an Palmenbäume mit blanken knisternden Blättern, zwischen denen blaue Riesenschmetterlinge spielen, an weiße Paläste, die am Ufer südlicher Meere in der Mittagsglut träumen. Ob auch dort überall die suchende Sehnsucht lebte? Oder ob es vielleicht weit, weit draußen eine bestimmte Stätte der erfüllten Sehnsucht gab? — Wonach sie sich aber sehnte, hätte Ilse dabei kaum zu sagen vermocht. Es war wie ein Tasten im Dunklen, nach Dingen, die es da irgendwo geben mußte, und die sie nicht finden konnte, ein ahnungsvolles Öffnen der Arme, ein Beben der Lippen, ein atemberaubendes Pochen im Herzen — ein zitterndes Hoffen, Schönes, unsagbar Schönes zu erleben. —

Und doch zugleich eine Angst.

Als sie sich dann später für die Soiree ankleidete, wurde diese Angst immer stärker und unerklärlicher; sie mußte innehalten, sich setzen.

„Ich will nicht in diese Gesellschaft. — Ich will nicht," sagte sie plötzlich ganz laut, als läge darin eine Rettung. Dann aber kam es ihr selbst kindisch vor. Wovor fürchte ich mich nur, fragte sie sich, und eilte nun, fertig zu werden. Denn Theophil, der stets in Sorge war, zu spät zu kommen, mahnte schon ungeduldig an der Tür. — Als sie dann ihr Zimmer verließ, fiel ihr Blick noch einmal auf die bunten englischen Drucke: Wie gespannt doch gerade heute abend die Damen in den früh-viktorianischen Trachten nach dem Sieger auszuspähen schienen — und er kam und kam noch immer nicht. —

Die Gesellschaft bei Theophils politischem Parteifreund, Herrn von Cold-Engel, schien dann auch wirklich wie alle Gesellschaften in diesem Hause zu verlaufen, und Ilse selbst dünkte ihre Angst davor nun völlig lächerlich. Eine Fürstlichkeit, die bei solchem Fest als Ehrengast nicht fehlen durfte, um der ganzen Veranstaltung etwas ihres eigenen Glanzes zu verleihen, war vorhanden: in diesem Falle irgendeine Herzogin Wanda; und auch dafür war wie immer gesorgt, daß jemand da sei, der es verstände, die steif und zwecklos herumstehenden Gäste in etwas angeregtere Stimmung zu versetzen: an jenem Abend zum erstenmal ein berühmter Komiker. Etwas ängstlich blickten auf ihn die nur an musikalische Darbietungen gewohnten Mütter er-

wachsener Töchter. „Aber sie können ganz unbesorgt sein," sagte beschwichtigend die Hausfrau, „ich habe ihm natürlich eingeschärft, er dürfe, wegen der jungen Mädchen, ja nicht etwa gar zu komisch sein." —

Der Komiker wurde der Herzogin vorgestellt, die es liebte, als Frau zu posieren, die selbst intellektuell hätte sein können, wenn sie nur gedurft. Im Flüsterton wurde von ihr gesagt: „Wäre sie nicht als königliche Prinzessin geboren, so hätte sie sicher Hervorragendes geleistet." Auf welchem Gebiet, wurde dabei nie näher bezeichnet, man seufzte nur verständnisinnig, als sei der Welt da Großes vorenthalten worden.

„Ich habe Sie schon oft auf der Bühne bewundert," lispelte die Hoheit, und während der Komiker ob so viel Huld in Ehrfurcht zusammenklappte, raschelte sie in ihrem engen, wie Eidechsenhaut schimmernden Kleid zum nächsten der eines ihrer Worte harrenden Gäste.

Nachher flüsterte sie, mit einem Blick auf den Komiker, Frau von Cold-Engel zu: „Es ist so wohltuend, mal mit solchen Leuten zu verkehren, man wird da von einer so ganz anderen Luft angeweht." Sie empfand den prickelnden Reiz, einen gefährlichen Ausflug in unheimliches Grenzgebiet gemacht zu haben. —

Nachdem die Hoheit genügend Cercle gehalten, ließ sie sich auf einem Sofa im großen

Saale nieder, umgeben von den würdigsten Damen, unter denen sich auch Fräulein von St. Pierre befand. Und der Komiker begann seine Rezitationen. Hausfrau und Mütter konnten unbesorgt sein. Es kam kein Wort vor, das die wohlgehütetste Komtesse nicht hätte hören dürfen. Dafür war es allerdings auch nicht gerade sonderlich komisch. —

„Hübsch — sehr hübsch," lispelte die Hoheit nach jeder Nummer, und die sie umgebenden würdigsten Damen flöteten ihr nach: „so dezent — so zart." —

Während Ilse dem Vortrag halb zerstreut lauschte, überschlich sie, wie bisweilen in Gesellschaft, ein Gefühl völligen Fremdseins. Und doch kannte sie alle Welt. Sie hatte den Exzellenzen-Damen guten Abend gesagt und war der Hoheit vorgestellt worden. Die jungen Mädchen hatten vor ihr den jeder verheirateten Frau gebürenden kleinen Knix gemacht, der zu sagen scheint: „Heut knixe ich noch vor dir, aber wenn ich in ein paar Wochen einen der Leutnants geheiratet habe, die dort in der Ecke stehen, brauche ich es nicht mehr." Und Ilses Augen hatten, wie die so mancher Frau, darauf geantwortet: „Du süßes, kleines Gänschen, wie viel lieber knixte ich doch vor dir!" Dann waren die Leutnants aus den Ecken gekommen und hatten sich ihr vom Sohn des Hauses vorstellen lassen — immer gleich fünf

oder sechs auf einmal, wodurch sie mehr generelle wie individuelle Bedeutung gewannen und an wandelnde Ziffern der Militärstatistik mahnten. Und auch die ernsten offiziellen Herren hatten Ilse begrüßt, Minister, Unterstaatssekretäre, von denen einige den Landesorden der Hoheit angelegt hatten, und die alle denselben Ausdruck trugen: etwas müde, etwas süffisant, wie lebendig gewordene Artikel der Norddeutschen, die zu sagen scheinen: — „Liebes Kind, das verstehst du ja doch nicht, warum soll ich dir's noch lang erklären."

Ja, Ilse kannte alle Anwesenden, und doch fühlte sie sich an diesem Abend so ganz besonders fremd und einsam. Und was kannte, was wußte sie denn auch von all diesen Leuten? Eigentlich doch nur ihre Namen. Es ist ja nie viel, was einer vom anderen wirklich weiß. Denn jeder ist ein Geheimnis und eine Einsamkeit. Jeder lebt auf seiner eigenen kleinen Insel, als müsse er wachen über etwas, das er da verborgen.

Ilse blickte an all diesen scheinbar höflich Lauschenden entlang. Von Manchen war die übliche Maske während des Vortrags etwas herabgeglitten. Sie dachten ersichtlich an ganz andere Dinge — und nicht an sonderlich komische. Einen neuen fremden Ausdruck trugen sie plötzlich. Vielleicht war das der wahre. — Denn was sonst alle verbargen, trat jetzt, da sie sich unbeobachtet wähnten, und ihnen selbst wohl kaum

bewußt, einen Augenblick zutage. — „Aber was mochten sie wohl alle zu verstecken haben?“ dachte Ilse. Und sie fand die Antwort in den vom Willen unkontrollierten Zügen. Die meisten verbargen wohl geheime Sorgen, Ehrgeize, Kränkungen, Ängste und viel, sehr viel Langweile — und einige, ganz wenige, hüteten ein bißchen heimliches Glück. —

Ja, auch solche gab es, und es war Ilse, als könne sie auf diesen wenigen, weicher und gütiger gewordenen und verträumt lächelnden Antlitzen das Wort lesen: „Glück, Glück.“

Selbst ganz verträumt, sprach sie es leise vor sich hin: „Glück, Glück.“

Und dann mußte sie plötzlich die Augen heben, mußte aufschauen und von fremder Gewalt gezwungen nach dem anstoßenden Salon blicken. — Da in der offenen Tür stand Wolf von Walden. —

Sie starrte ihn erstaunt an. War er es denn wirklich? und wie kam es, daß er hier so plötzlich vor ihr auftauchte? Dann fiel ihr ein, daß sie bei Helmstedts gehört hatte, er würde nach Berlin berufen werden. Aber sie hatte nicht geahnt, daß sein Kommen so nahe bevorstände. Und nachdem sie ihn so, ganz in Gedanken, einige Augenblicke angestarrt hatte, besann sie sich endlich und erwiderte mit einem etwas verwirrten, lächelnden Nicken seinen Gruß. Er sah dabei so froh aus — als sei es etwas sehr Schönes, von ihr gegrüßt

zu werden — da nickte sie ihm unwillkürlich ein zweites Mal zu und errötete dann, daß sie es getan.

Das kleine Nebenspiel ging während des Vortrags und über die Köpfe der Zuhörer zwischen ihnen beiden hin und her. Niemand bemerkte es. Nur Fräulein von St. Pierre, die gerade mit prall behandschuhter Rechten die langstielige Lorgnette über die Nase hielt, sah es. — Und wurde aufmerksam.

Kaum hatte der Komiker geendet und die Hoheit sich erhoben, als Walden auch schon neben Ilse stand.

„Sie sind wieder da?“ sagte sie und fühlte dabei, wie sie verlegen errötete, daß ihr keine klügere Begrüßung einfiel.

„Ja, es kommt mir selbst ganz seltsam vor, hier zu sein,“ antwortete er. „Vor ein paar Stunden erst bin ich angekommen. Auf der Straße begegnete mir unser Wirt, den ich schon lange kenne, und er bestand darauf, daß ich heute abend herkommen müsse. Ich wollte zuerst gar nicht.“ —

„Wirklich, Sie auch?“ rief Ilse eifrig und dann, sein Erstaunen bemerkend, setzte sie erklärend hinzu: „I ch wollte nämlich gar nicht herkommen!“

„Aber jetzt bin ich sehr froh, daß ich kam,“ sagte er. —

Sie schwieg. Aber ihre Augen sagten das-

selbe wie seine Lippen. Während sie noch so standen, glitt, von der Hausfrau gefolgt, Herzogin Wanda raschelnd an sie heran, blieb plötzlich stehen und sagte: „Täusche ich mich oder sind Sie es wirklich, Herr von Walden?"

Er verbeugte sich und antwortete: „Es ist wirklich Eurer Hoheit untertänigster Diener." —

„Ich habe noch so oft an Ihr scharmantes Singen zurückgedacht," lispelte die Herzogin, „damals auf meiner Weltreise hörte ich Sie ja — wo war es doch gleich? — — Nicht wahr, in Bangkok?"

„In Tokio, Hoheit," verbesserte er. —

„Ja richtig, in Tokio, — ich wußte ja, in Asien," sagte sie, „nun ich hoffe bestimmt, daß ich Sie heute abend doch wieder hören werde. Nicht wahr?"

„Ich bin untröstlich," antwortete Walden, „aber ich habe gar keine Noten bei mir." —

„Aber die gibt es doch sicher hier im Hause," sagte die Herzogin mit einem leisen Anflug von Ungeduld. —

„Selbstverständlich," fiel Frau von Cold-Engel eifrig ein, „wir haben eine Menge Noten da, und Herr von Walden wird bestimmt Bekanntes darunter finden." —

„Nun also, kommen Sie, Herr von Walden, und singen Sie mir etwas Hübsches vor," sagte Herzogin Wanda. —

„Zu gnädig," antwortete Walden, „aber wer wird denn begleiten?"

„Oh, das muß doch sicher irgendeiner hier können," meinte die Hoheit, „nicht wahr, so jemand ist doch da?" wandte sie sich an ihre Wirtin. —

Verlegen antwortete diese: „Wir hatten nicht auf Musik gerechnet, Hoheit — ich bin außer mir, aber es ist kein professioneller Akkompagnateur zugegen." —

„Aber unter Ihren vielen Gästen wird doch jemand sein, der so viel spielen kann?" entgegnete die Herzogin, und in ihrer Stimme lag wieder der ungeduldige Klang. Die Hausfrau fühlte, daß der Erfolg ihrer Soiree in Frage gestellt war, wenn dieser hohe Wunsch nicht erfüllt werden konnte. — Hilflos sah sie sich um. —

In diesem Augenblick trat Theophil feierlich und gemessen an die kleine Gruppe heran, und nachdem Frau von Colck-Engel ihm ihre Verlegenheit geklagt hatte, sagte er überlegen: „Aber das ist doch ganz einfach — da wird eben meine Frau aushelfen — sie hat ja in Frohhausen so viel musiziert und auch die eine Sängerin dort oft begleitet."

Ilse, die etwas abseits stehen geblieben war, fuhr erschrocken bei diesen Worten zusammen und wollte ablehnen, aber schon war sie von der Her-

zogin und der erleichtert aufatmenden Hausfrau umringt. —

„Oh wie reizend! wie schön von Ihnen! Sie helfen mir aus solch großer Verlegenheit!“ riefen beide durcheinander. —

„Ich weiß wirklich nicht, ob ich es können werde,“ warf Ilse leise ein und fühlte, wie ihr Herz zu hämmern begann, als stände sie plötzlich vor einer unbekannten Gefahr, in die der nächste Augenblick sie stürzen mußte. Dieselbe Angst, die sie vorhin zu Hause empfunden, war wieder da. — Sinnlos hatte sie sie genannt — war dies ihr Sinn gewesen? — Einen suchenden, flehenden Blick warf sie auf ihren Mann — der mußte ihr doch beistehen, der konnte nicht wollen, daß sie in dies drohende, unbekannte Etwas versänke. — Aber Theophil raunte ihr nur leise zu: „Es liegt mir sehr viel daran, daß du Frau von Cold-Engel diesen Gefallen erweisest,“ und zur Herzogin gewandt, sagte er mit einer ungelenken Verbeugung: „Meine Frau wird sich glücklich schätzen.“ —

Dann stand sie mit Walden im Saal am Flügel, und von einer vergoldeten Etagère reichte ihnen die Hausfrau allerhand Notenhefte. Während sie beide suchend darin blätterten, bemerkte Walden, daß ihre Hände bebten. Da beugte er sich näher zu ihr und sagte: „Nicht fürchten! wir beide wollen uns schon zusammen durchschlagen.“

Es lag so viel frohe Zuversicht und Siegesgewißheit in seiner Stimme! Sie fühlte, wie sie selbst dabei ganz ruhig wurde. — Unbekannten drohenden Gefahren hatte sie sich nahe geglaubt? aber die gab es ja gar nicht. Und wenn auch — wir beide wollen uns schon zusammen durchschlagen! —

Die Herzogin hatte sich wieder auf dem Sofa niedergelassen. Die durch ihren allerhöchsten Willen so plötzlich in des Abends Programm eingeschobene Nummer erregte allgemeines Interesse. Man drängte in den Saal. Es mußte dort etwas Besonderes sein. Man fragte und erzählte. Amateure? — Walden? Ach ja, der aus der Diplomatie. Zuletzt in Tanger? — Ja, und jetzt ins Auswärtige Amt berufen. Und sie? Richtig, die hübsche Frau, die Gräfin Helmstedt so sehr protegiert. Zehren? Jawohl — Zehren-Weltsöden, und der Mann Reichstagsabgeordneter. —

Während Ilse nun leise präludierte, hatte sich Fräulein von St. Pierre in den Kreis der um die Hoheit gruppierten würdigsten Damen gesetzt und hob mit der prall behandschuhten Rechten die langstielige Lorgnette zu den Augen empor. —

Dann sang er. —

Ilse konnte sich später nie erinnern, welche Lieder er da zuerst gesungen hatte. Sie war anfänglich viel zu sehr mit ihrer Aufgabe, der Be-

gleitung, beschäftigt gewesen, als daß etwas anderes in ihrem Gedächtnis haften geblieben wäre. Herr von Walden hatte eine sehr persönliche Auffassung, und es erschien ihr zuerst schwer, ihm abwechselnd zu folgen und nachzugeben — bis sie plötzlich erkannte, daß er eigentlich genau so vortrug, wie sie selbst vorgetragen haben würde, wenn ihre Stimme noch gelebt hätte. Da wurde es ihr auf einmal leicht. Sie dachte nun nur noch daran, auf seine Absichten eingehend ihn zur Geltung zu bringen. Und dabei überkam sie ein ganz neues Gefühl — eine große Freude, so dienen zu dürfen, ein williges Selbstverlöschen, weil sie sich in eines anderen Art ganz wiederfand. Ganz und doch anders. Größer, mutiger, freier. Eine ungeahnte Seligkeit stahl sich in ihr Herz — kam sie von diesen ganz neuen Gefühlen, oder war es der Zauber seiner Stimme? — Sie wußte es nicht. Es war nur, daß das Leben plötzlich einen Zweck zu haben schien: dieser Stimme zu folgen und darüber alles andere zu vergessen. —

„Hübsch! sehr hübsch!" lispelte die Hoheit nach jedem Liede, und sobald Walden aufhören wollte, folgte dem „hübsch! hübsch!" ein „mehr! mehr!"

Als er dann doch endlich innehielt, sagte Herzogin Wanda: „Ach singen Sie doch noch das eine Lied, um das ich Sie schon in Bangkok bat — Sie wissen doch noch — das von Grieg." —

„Meinen Hoheit: Du mein Gedanke?“ fragte Walden.

„Ja, ja“, antwortete die Herzogin, „ich habe es vor Jahren so viel gehört.“

„Die Noten dazu scheinen nicht hier zu sein,“ sagte Walden, der mit Frau von Colck-Engel in den Heften zu suchen angefangen, „aber vielleicht gelingt es mir, mich selbst dazu aus dem Gedächtnis zu begleiten. —“

Ilse hatte ihm am Klavier Platz gemacht.

Die Herzogin, die sich einbildete, zu der Zeit, als jenes Griegsche Lied und auch sie selbst jung gewesen, einmal eine große Liebe gehabt zu haben, lehnte sich im Sofa zurück und schloß die Augen. —

Nur mit halber Stimme sang Walden die wohlbekannte Melodie, als wolle er bloß Stichworte geben, an denen jeder die eigenen Erinnerungen weiter spinnen konnte. Und wirklich waren da noch manche Augen, außer denen der Herzogin, vor denen bei diesen Klängen für eine kurze Spanne Zeit die banale gesellschaftliche Gegenwart versank, und statt ihrer allerhand Gewesenes oder auch nur Geträumtes wieder auferstand.

Für Ilse aber, die noch keine Erinnerungen besaß, tönten die Worte wie eine Verheißung. —

„Du mein Sein und Werden, mein beßres Ich,“ ach, wer doch das in einem anderen fände! — Und daß es das wirklich gab, das wußte sie

jetzt plötzlich ganz genau. — Man konnte so sehr in einem anderen Leben aufgehen, daß darüber das eigene Sein bedeutungslos versank. — —

Als dann später Ilse und Theophil im Wagen saßen und nach Hause fuhren, sagte er wichtig: „Es ist mir sehr viel wert, daß du Frau von Cold-Engel mit dem bißchen Geklimper einen Gefallen hast erweisen können — Cold-Engel wird nämlich sicher über kurz oder lang Landwirtschaftsminister werden — ich muß ihn mir warm halten. Siehst du nun, wie gut es war, daß du zu dieser Soiree kamst?"

„Meinst du wirklich, daß es so gut war?" antwortete Ilse kaum hörbar und starrte durch die Fensterscheibe hinaus in den nächtlichen, nebelerfüllten Tiergarten.

Als Ilse am nächsten Tage Gräfin Helmstedt besuchte, begrüßte diese sie mit den Worten: „Ich habe schon alles über den gestrigen Abend gehört. Wolf Walden war bei uns und hat mir erzählt, wie schön Sie seinen Gesang begleitet haben!"

Und Ilse antwortete ganz schlicht: „Ja, dieses Begleiten hat mich so glücklich gemacht, daß ich darüber ganz vergaß, wie sehr ich mir doch früher wünschte, in der Musik Selbständiges zu leisten."

„Selbständige Leistungen," sagte Gräfin Helmstedt sinnend, „sind für Frauen recht oft nur Notbehelfe, weil ihnen nicht das Glück wurde, einen anderen mit ihrem Herzen begleiten zu dürfen — das wird den meisten von uns doch stets das Liebste bleiben." —

Ilse traf Walden von da an beinahe täglich. Sie sahen sich auf den Bällen, Diners und Jours, den Wohltätigkeitsfesten und Ausstellungen — bei all den Veranstaltungen eines Berliner Winters, wo die Menschen zusammenkommen, sie wissen oft selbst nicht recht warum. Und außerdem fanden sie sich bei Gräfin Helmstedt. Da musizierten sie zusammen, denn Walden hatte, gleich nach dem ersten Versuch bei Cold-Engels, erklärt, niemand akkompagniere so wie Ilse. Dadurch war dauernd wie durch ein Wunder der nagende Schmerz um die eigene Stimme von ihr genommen. Sie dachte kaum noch daran. Aber zwischen ihr und dem, der dies Wunder bewirkt, war ein geheimnisvoller Zusammenhang geschaffen.

Bei all ihren Zusammenkünften sprachen sie indessen kaum je etwas, das nicht jeder hätte hören können, doch es war, als hätten all ihre Worte einen verborgenen, nur ihnen beiden bekannten Sinn. So lebten sie in einer sie von allen Übrigen absondernden Atmosphäre. Und einer fühlte des anderen Nähe, noch ehe sie sich sahen. Dann ge-

wann alles plötzlich Bedeutung, was vorher trivial und langweilig erschienen. — Ja, es waren wirklich zwei sehr verklärende Augenpaare, die auf diesen Berliner Winter schauten, der die meisten Leute doch so gleichgültig und stereotyp dünkte, wie die vielen anderen, die ihm vorangegangen!

Wie war das so rasch über sie beide gekommen? wie hatte es angefangen? Das war nachher so schwer zu sagen. Es schien, als sei es von aller Ewigkeit an so gewesen.

Und was hatte Ilse unter den vielen jungen, eleganten und liebenswürdigen Männern, die sie kennen lernte, gerade zu diesem einen so sehr hingezogen? Auch das war nachher schwer zu sagen. Vielleicht daß sie gleich fühlte, wie sehr sie ihn anzog. Aber diese Erklärung warf ja eigentlich nur eine neue Frage auf.

Zwei Körnchen Staub mußten sie wohl sein, die der Wind zusammenblies. „Aber beseelt ist solcher Staub," sagen die Menschen, „da muß er doch Rechenschaft geben können?" „Ja, über Mark und Pfennige ist das leicht, liebe Oberrechnungskammer, aber über das Entstehen von Gefühlen? Über all das Unbewußte, das in solchem Staubkörnchen schlummert?"

Und Ilse dachte auch in jener ersten Zeit gar nicht an Verantwortung und Rechenschaft.

Sie war wie von einem Strom ergriffen,

gegen den es keine Wehr gab, der so stark war, wie nur das ganz Naturgemäße ist. Sie erlebte all das Süße, Wunderbare, das in ihren Jahren zu erleben jedes Menschen schönes Recht sein sollte, und all dies war so völlig im Einklang mit dem von der Natur gewollten, wie daß die Bäume im Frühling knospen, und die Nachtigallen in warmen Nächten sehnsüchtig schlagen. Nur was die Menschen ihrer Unwissenheit vorher angetan, daß sie schon verheiratet war, — das hätte nicht sein dürfen. Was das Gesetzmäßige schien, das war hier das Unsittliche.

Sie empfand dies aber noch nicht mit völliger Klarheit, sondern ließ sich treiben auf dem großen Strome, schloß die Augen vor den Konflikten, zu denen sie unerbittlich kommen mußte. Und sie konnte es, weil noch nichts zwischen ihnen beiden ausgesprochen worden, weil sie noch in einem seligen Traume lebten.

Später dann, als sie sich jede liebe Einzelheit jener Zeit zurückzurufen begann, um sie wie einen großen Schatz zu bewahren, erinnerte sie sich, daß sie damals zuweilen gedacht: dem gefalle ich, wie ich bin, der will nicht immer an mir ändern — und wie neu es ihr gewesen, durch ihr bloßes Sein beglücken zu können. Sie erinnerte sich auch, wie gern sie ihn hatte aus der fernen, weiten Welt erzählen hören, von der er so viel gesehen. Durch ihren Verkehr mit Helmstedts

war ja ihr Interesse gerade für manche der Fragen, die Walden beschäftigten, schon geweckt worden. Aber sie merkte durch seine Gespräche doch erst recht, wie viel es in der Welt noch gab, wovon so eine zwanzigjährige Matrone wie sie rein gar nichts wußte! — Das Schönste aber war, daß sie ihn ohne Scheu nach allem fragen konnte, denn hinter allen weicheren und noch verschleierten Gefühlen bestand von Anfang an etwas Kameradschaftliches zwischen ihnen. Eine gewisse selbstverständliche Sicherheit, daß einer dem anderen helfen würde, und man sich aufeinander verlassen konnte. Er nahm auch nie die gewisse männliche Überlegenheitspose an, vor der Ilse so oft verstummt war. Sie fühlte sich ihm gegenüber, bei aller Anerkennung seines größeren Wissens und weiterer Erfahrung, doch nie als Wesen zweiter Kategorie, dem angedeutet wird, daß es gewisse Dinge nie begreifen werde. Wenn er mit ihr sprach, verstand sie eben auch alles. — Selbst die Politik, die ihr in den gelegentlichen Gesprächen der Gutsnachbarn stets als ein noch öderes Gebiet wie die allersandigsten Weltsödener Felder erschienen war, zeigte, von ihm erläutert, plötzlich ganz neue Seiten. Freilich drehte es sich bei seinen politischen Betrachtungen nicht immer nur um die Höhe der Schutzzölle, die gegen fremde landwirtschaftliche Produkte zu erheben seien, — es gab offenbar noch andere

Gesichtspunkte, von denen aus die Beziehungen zwischen den Nationen beurteilt werden konnten.

Vor allem aber wies Walden Ilses Begeisterungsfähigkeit neue Ziele. Erst durch ihn, den Eingewanderten, wurde in ihr der Patriotismus entfacht, die Liebe zum Lande, dem wir entstammen, das Bewußtsein, ihm unendlich viel zu verdanken und zu schulden. Vaterland bedeutete für Ilse bisher das kleine Städtchen, in dem ihre kurzen Mädchentage verstrichen, und Weltsöden, wo sie sich so völlig fremd gefühlt. Er aber lehrte sie nun das weite Vaterland kennen, in seinen Leistungen, seinen Bedürfnissen. Sie ließ sich gern von ihm erzählen, wie es ihn selbst zurückgezogen in dies Land, aus dem ferne Ahnen einst ausgewandert, und wie er ihm nun dienen wollte und wie er auch hoffte, in diesem Dienste Besonderes leisten zu dürfen. In solchen Worten lag aber nicht jenes persönliche Strebertum, das Ilse, sogar in ihren kurzen Berliner Erfahrungen, schon an so manchem bemerkt hatte, sondern ein jugendlich schwungvoller Glaube sprach daraus, beinahe ein Fanatismus. Nicht Karriere, sondern innere Berufung war Walden sein Amt. Und wenn sie ihm lauschte, dann liebte auch sie die Riesenstadt bis auf die Bäume des Tiergartens, und das ganze große Reich samt seinen vielen Bewohnern mit einer neuen großen Liebe. Diesem Reich auf vorgeschobenem Posten

zu dienen und sein Ansehen draußen in der Welt zu mehren, das waren wahrlich Aufgaben! Und ein großes Sehnen erfüllte sie, — ach wer da mit könnte und helfen dürfte!

Ilse fühlte sich wachsen und werden. Sie gewahrte an der Freude, die Walden offensichtlich empfand, ihr seine Ideen und Pläne mitzuteilen, daß sie doch wohl befähigt sein müsse, auch schwierigen Fragen Verständnis entgegenzubringen. Das machte sie froh und zuversichtlich. Sie legte die in Weltsöden ihr erwachsene ängstliche Scheu ab, ward lebhafter im Gespräch, freier im Äußern ihrer Ansichten. Und auch ihr Aussehen gewann unter dieser inneren Wandlung. Man nannte sie jetzt nur noch „die hübsche Frau von Zehren." Sie selbst begann mehr an ihr Äußeres zu denken — denn es war ja nun einer da, dem sie so deutlich anmerkte, daß er Wert darauf legte und Freude empfand an der Bewunderung, die sie erregte. Sie war ihm dankbar für all das Freudige, das er in ihr Leben gebracht.

Ja, freudig schien es — und mußte doch unendlich schmerzlich werden. Denn es konnte ja nicht ausbleiben, daß Ilse dazu kommen mußte, Vergleiche anzustellen. Daß sie keine glückliche Frau sei, wußte sie ja längst. Aber wie unglücklich und vereinsamt sie war, erkannte sie doch erst jetzt völlig, wo sie inne wurde, wie das Leben

hätte sein können. Eheliches Unglück tritt ja meist erst dann ganz klar ins Bewußtsein, wenn der Andere erscheint. Und der Andere bleibt in solchen Fällen selten aus.

Walden hatte Ilse einmal beschrieben, wie er klopfenden Herzens zum ersten Male in das Auswärtige Amt getreten war, mit wie großen Erwartungen und ehrfürchtiger Scheu er sich dort umgesehen hatte. Ihm erschien die Wilhelmstraße ja nicht als jener stille Ozean der Langenweile, den Fontane einst darin erblickte, sondern sie war ihm der Weg zu diesem einen Hause, wo die großen Geschicke der Nation entschieden werden. Da wirkten und webten die Männer, die berufen waren, das Ansehen und die Interessen des Reichs in der ganzen Welt zu wahren, feindliche Ränke frühzeitig zu durchschauen und unschädlich zu machen, und die Stimme Deutschlands jederzeit mit dem Nachdruck zur Geltung zu bringen, die der dahinter stehenden Macht entspricht, — die dafür sorgen sollen, daß die Freundschaft eines starken Deutschlands als jenes begehrenswerte Gut bewertet bleibe, zu dem sein größter Sohn sie einst gemacht. Auf die Tätigkeit in diesem schlichten grauen Hause blickten ja auch die vielen im ganzen Weltall verstreuten

Stammesbrüder, und jeder Erfolg, der hier errungen wurde, hob fortwirkend auch deren Mut und Lebenskraft. Menschen, die in den einsamen Wäldern Süd-Chiles oder dem Gewühl nordamerikanischer Riesenstädte lebten, die in den flachen Geländen des Ostseestrandes unter fremder Herrschaft standen, oder in Wolfs eigener Heimat, dem bergigen Sachsenlande Siebenbürgens, seit bald achthundert Jahren ihre Eigenart bewahrten — sie alle empfanden, wenn der Wilhelmstraße etwas gelang, ein stolzes Gefühl der Blutsgemeinschaft.

Wenn Ilse jetzt selbst einmal hier vorbeikam, schaute auch sie mit neu erwachter Ehrerbietung auf das Gebäude, an dem sie vor Waldens Kommen achtlos vorüber gegangen war, und das nun durch seine Worte so viel Bedeutung gewonnen hatte. Und sie wollte auch wissen, was die unscheinbare Außenseite im Innern barg, und ließ sich immer ausführlicher darüber von Walden erzählen. Vielleicht mochte sie dabei selbst glauben, daß ihre Fragen abgeklärtem Interesse an dieser historischen Stätte entsprangen, aber in Wahrheit wollte sie sich doch nur die Räume vorstellen können, in denen er seine Tage verbrachte.

Gleich vom Torweg an mußte er beginnen und die Tür beschreiben, die sich, durch einen Draht gezogen, nach innen öffnet und beim Zugehen einen seltsam glucksenden Ton von sich gibt.

„Wie unterdrücktes Schluchzen abgetakelter Exzellenzen," sagte Walden lachend, mit dem siegessicheren Frohsinn der Jugend, der die Zeit, da auch sie einst nur noch in Erinnerungen leben wird, so endlos ferne scheint. Der Portier mit der roten Nase, die so fein wittert, wessen Stern im Steigen begriffen und wer den Zenith der Karriere bereits überstiegen hat, dünkte Ilse eine wichtige Persönlichkeit, beinahe ebenso geheimnisvoll wie die beiden Sphinxe, die rechts im Innern die Freitreppe bewachen und dem hoffnungsvollen Attaché ebenso wehmütig spöttisch nachzulächeln scheinen, wie dem müden zittrigen Botschafter. Das Vestibül oben mit den Kandelabern aus der Empirezeit kannte Ilse durch Wolfs Beschreibungen und das Kuppeldach, durch das das Auge zum diplomatischen Himmel blickt. Sie wußte jetzt auch, daß es ein Allerheiligstes gibt, so „politische Abteilung" heißt, und daß Kanzleidiener in Frack und Orden, auf die durch langjährigen Verkehr etwas von geheimrätlicher Würde übergegangen ist, der verborgenen Staatssekretär-Gottheit die Besucher melden.

„In dem großen Wartezimmer," sagte Walden, „hängt ein Porträt Friedrich Wilhelm III., und wie ich zum ersten Male dort stand, und zu dem Bilde dieses unschlüssigen und unglücklichen Königs aufsah, war es erhebend, daran denken zu können, daß in diesem selben Hause dann der

große Mann gewohnt und gewirkt hat, der die Schmach tilgte, die jenem einst geschah."

Wenn Ilse Walden so reden hörte, stellte sie ihn sich vor, wie er in dem grauen Hause in einem langen schmalen Zimmer saß, das einen einfachen gelben Schreibtisch, ebensolche Bücherregale und ein Ripssofa enthielt, dessen Sprungfedern seit Jahren zerbrochen waren — und voller Stolz sagte sie sich, daß er, in dieser aller welschen Verweichlichung abholden Umgebung, nun auch mit daran arbeitete, daß die Sonne nie wieder Tage der Schmach bescheinen könne.

In Gesellschaften, wo Ilse, wie die Mehrzahl deutscher weiblicher Jugend, bisher die Männer bevorzugt hatte, die das Vaterland mit der Waffe verteidigen, suchte sie nun jene mehr auf, die ihm hauptsächlich mit Wort und Feder dienen. Abende, wo sie Herren des Auswärtigen Amtes traf, erschienen ihr durch diesen Umstand allein schon reizvoll. Sie empfand vor ihnen eine gewisse Scheu, wie vor großen Zaubermeistern, deren Tätigkeit unerklärlich ist, und diese Herren wären sicher selbst am erstauntesten gewesen, wenn sie geahnt hätten, welchen Nimbus sie in den Augen dieser hübschen, jungen Frau besaßen. Sie verklärte sie und dichtete sie um — nur weil sie täglich mehrere Stunden mit Wolf zusammen waren. Am glücklichsten aber fühlte sich Ilse, wenn es ihr bei solchen Gelegenheiten

gelang, das Gespräch auf Wolf selbst zu bringen, und voll heimlichen Stolzes vernahm sie, daß ihm eine große Karriere prophezeit wurde.

In jenen Tagen fanden gerade parlamentarische Debatten statt, in die Wolfs höchste Vorgesetzte eingriffen. Da begann Ilse sich sogar für den Reichstag zu interessieren, und sie studierte in den Zeitungen die Sitzungsberichte, ganz wie sie einst, da der blaue Märchenritter in ihrem Leben herrschte, ihm zu Liebe Torte gegessen und den frühen Predigten eines Militärpfarrers gelauscht hatte. Was sie nicht verstand — und es war dessen recht viel — mußte ihr Walden erklären.

Unter solcher Führung lernte sie nun freilich nicht den Reichstag selbstbewußter Abgeordneter kennen, die in sich die Beaufsichtiger und Erzieher der Regierung erblicken und wähnen, daß alles im Lande zum besten stände, wenn nur ihre Machtbefugnisse vermehrt würden. Nein, sie sah den Reichstag, wie er Regierungsvertretern erscheinen mag — als einen gefährlichen Kranken, den man nun mal im Hause hat und mit dem man auskommen muß, der sich im allgemeinen ja auch leidlich harmlos benimmt und wohl selbst kaum ahnt, wie furchtbar er in seinen Ausbrüchen

werden könnte, den es daher gilt, mit freundlichen Worten und Beschwichtigungsmitteln in möglichst ruhiger Stimmung zu erhalten.

Noch nach vielen Jahren erinnerte sich Ilse mit besonderer Deutlichkeit an eine bestimmte Reichstagssitzung, der sie in der Abgeordnetenloge beigewohnt hatte. Theophil zeigte eine gewisse herablassende Genugtuung, als sie ihn bat, ihr ein Billett dafür zu verschaffen, denn er sollte an dem Tage selbst reden, und da erschien es ihm ja nur schicklich, daß seine Frau ihm in Ehrfurcht lauschen wollte.

Es handelte sich um eine Nachtragsforderung für die Subventionierung eines der lieben Koloniechen, in denen nicht alles geht, wie es gehen sollte, und wo immer irgend etwas Unerwartetes passiert, was, wie die meisten unvorhergesehenen Dinge, nachher mit Geld ausgeglichen werden muß. Ilse stand ganz auf seiten der Regierung und entdeckte in sich ein überraschend großes Verständnis für die Bedürfnisse der lieben Landsleute im fernen Erdteil. Sicherlich sollten doch diese armen Menschen das bißchen Geld erhalten! Und es war auch gar nicht verwunderlich, daß Ilse sich für die Regierungsvorlage so warm begeisterte, denn sie blickte ja von ihrer Tribüne nicht nur herab auf die mehr oder minder kahlen Staatsmännerschädel, in denen der Weg erdacht wird, auf dem Deutschland zu Ruhm und Ehre

geführt werden soll, sondern zwischen diesen ehrwürdigen, verantwortlichen Häuptern sah sie auch jüngere Herren der verschiedenen Ministerien, die ihren Chefs in kritischen Lagen, gleich aufmerksamen Sekundanten, mit Akten und Notizen hilfreich beisprangen — und unter diesen jüngeren Herren befand sich an jenem Tage als einer der eifrigsten auch Wolf von Walden.

Theophil dagegen, der als Redner der Rechten auftrat, griff die Vorlage an, denn es war eine der seltsamen politischen Konstellationen, wo die staatsgetreuen Konservativen es mit ihren Prinzipien für vereinbar hielten, der Regierung die Gefolgschaft zu verweigern. Irgendein geheiligtes agrarisches Interesse mußte vielleicht durch die Unterstützung dieser Kolonie gefährdet scheinen.

Von seiten der Regierung wurde ihm dann mit jener auf Erstaunen beruhenden Schärfe geantwortet, die gerade die Vergehen sonst artiger Lieblingskinder hervorzurufen pflegen.

Bei dieser ungewohnt energischen Abfuhr, die dem Abgeordneten des Kreises Sandhagen zuteil wurde, blickten unwillkürlich mehrere seiner Fraktionsgenossen zu Ilse in die Höhe, und auch aus der Diplomatenloge richteten sich auf sie manch neugierige und bedauernde Blicke. Sie aber empfand nicht nur völlige Gleichgültigkeit ob Theophils Bedrängnis, sondern es regte sich beinahe eine kleine uneingestandene Genugtuung in ihr,

daß ihm, dem mit dem Anspruch auf Unfehlbarkeit so gern Dozierenden, einmal so kräftig widersprochen wurde. —

Ja, da unter des Reichstags goldener Kuppel fühlte sie es einmal wieder mit voller Gewalt, wie gänzlich fern und fremd er ihr war. Mochten auch Bahnen gebaut und Dampferlinien subventioniert werden, die weiße und schwarze Menschheit einander näher bringen — für sie beide, die gesetzlich eins waren, gab es keine solche Möglichkeit!

Als Ilse später aus dem Reichstagsgebäude trat, wehte ihr, nach der Schwüle drin, der Duft ersten Frühlings wohltuend entgegen. Es begann bereits zu dämmern, und im Zwielicht tauchte plötzlich Walden vor ihr auf. Als ob er da gewartet hätte.

„Sie wollen wohl noch zu Gräfin Helmstedt?“ fragte er, und als Ilse bejahte, fuhr er fort: „Ich gehe in derselben Richtung, darf ich Sie ein paar Schritte begleiten?“

Sie nickte nur. Ihr Herz pochte plötzlich so stark.

Dann gingen sie zusammen zwischen den vielen, vielen Menschen. Und doch hatte sie gerade da im Gewühle all der unbekannten Existenzen die Empfindung, zum ersten Male ganz allein mit ihm zu sein. Und das war wie ein großes Glück.

Als Walden sich dann vor Gräfin Helmstedts Hotel von Ilse verabschiedete, hatte er, ohne daß sie selbst recht wußte, wie es geschehen, von ihr erfahren, daß sie am nächsten Nachmittag einen Besuch in der Königin Augustastraße zu machen habe.

Wie zufällig begegnete er ihr dort, und dann gingen sie wieder zusammen, am Kanal entlang und unter den Bäumen, in denen der Saft stieg und die Knospen schwellten. Durch den schmalen Streifen Anlagen schritten sie, an der stillen Eckvilla der Von der Heydtstraße vorbei und weiter am einsamen Herkulesufer, drehten an der Brücke ganz von selbst wieder um, ohne daß einer den anderen gefragt, und gingen denselben Weg noch einmal zurück, achtlos auf alles um sie her. Sie sprachen unwillkürlich leise, obschon niemand sie belauschen konnte, nur um sich durch dies gemeinsame Flüstern noch mehr von der ganzen übrigen Welt abzusondern. Und jeder hörte in des anderen Stimme ein bisher unbekanntes Beben. Wie erste tastende Schritte einer Entdeckungsreise waren ihre oft zaghaften Worte, und sie hatten ja auch über das Neuland ihrer Seelen noch so viel voneinander zu erfahren. Und doch wollten sie sich schon gegenseitig ihre lange Zusammengehörigkeit beweisen, suchten nach gemeinsamem Erinnern, nannten den Tag, wo sie sich zuerst im Leben begegnet waren. Zum ersten Male — und doch: wie ein Wieder-

finden von etwas, wonach sie lange schon Heimweh empfunden, war jenes erste Sehen ihnen beiden gewesen! Leise gestanden sie sich's unter den Knospen treibenden Bäumen.

„Und dann später in dem Bahnhof," sagte er, „da blickten Sie mich an, wie ein armes Kind, dem ein großes Unrecht geschehen."

Sie erschauerte in schmerzlichem Erinnern und antwortete: „Es geschieht so viel erlaubtes Unrecht auf Erden."

Dann schwiegen sie beide. Sannen dem rätselhaften Wehen des Schicksalswindes nach, der mit den armen Menschenstäubchen oft so grausam spielt, die falschen unentrinnbar zusammen wirbelt und die rechten sich finden läßt, wenn es zu spät ist — zu spät.

Noch manchesmal gingen sie so, in eigenes Fühlen und Denken versunken. Achtlos alles übrigen, sahen sie nur einer den anderen.

Und immer unentbehrlicher wurden den beiden diese kurzen Begegnungen, wo sie sich so allein und weltentrückt dünkten. Dagegen hörten nun die Zusammenkünfte bei Helmstedts auf, denn diese verließen Berlin in dieser Zeit, um sich, wie beinahe alljährlich, für einige Monate in die Heimat der Gräfin zu begeben. Ilse sah sie zwar mit Bedauern scheiden, aber sie empfand doch nicht jene klaffende Lücke, vor der sie sich früher gefürchtet, wenn sie an diese bevorstehende Trennung

gedacht. Es war eben etwas in ihr Leben getreten, das anderem kaum noch Raum ließ. — Gräfin Helmstedt ihrerseits mochte zwar eine Ahnung haben, was in Ilse vorging, aber sie hatte nicht daran rühren wollen, weil sie wohl wußte, daß die Warner vor Feuer oftmals die wahren Brandstifter sind. Nur beim Abschied hatte sie Ilse besonders zärtlich in die Arme geschlossen und ihr zugeflüstert: „Vergessen Sie nie, Kindchen, daß ich Sie sehr lieb habe.“ Dann waren andere Freunde herangetreten, und Ilse hatte ihr nur halb verträumt zunicken können.

Doch während Wolf und Ilse also weltvergessen in eines schönen Traumes Wegen wandelten, spähеten und sahen andere Augen — auch übelwollende. Und Fräulein von St. Pierre in ihrem Hofdamenzimmerchen, das mit zahllosen Photographien höchster Personen geziert war, schrieb mit langen, spitzen Buchstaben: „So sehr Ihr Euch alle aber freuen könnt über das, was ich Dir, liebste Mechtild, von dem wachsenden Ansehen deines Schwagers geschrieben habe, so bedauerlich ist es, daß Deiner Schwägerin alles Verständnis zu fehlen scheint für die Pflichten, die ihr, als Frau gerade solch eines hervorragenden Mannes, obliegen. Anstatt für das große Glück,

ihm anzugehören, in Demut dankbar zu sein und Euern alten Namen stolz zu hüten, scheint sie nur an persönliche Erfolge zu denken und verliert in der Sucht nach Bewunderung die richtige Haltung. Ich will absichtlich nichts Schlimmeres annehmen. Aber Tatsache ist, daß sie sich von einem Herrn von Walden aus dem diplomatischen Dienst auffallend die Kur machen läßt, ja daß man sie sogar abends auf einsamen Spaziergängen mit ihm beobachtet hat. Bei unserer nahen Verwandtschaft und meiner großen Verehrung für Eure ganze Familie hielt ich es für meine peinliche aber gebieterische Pflicht, Dich, liebste Mechtild, hiervon in Kenntnis zu setzen."

Mechtild, die gerade müde und verbittert am Bette ihrer an einem Ohrengeschwür leidenden Tochter Hetelwina saß, als ihr dieser Brief vom ländlichen Postboten gebracht wurde, vergaß darob sogar die mütterlichen Pflegepflichten, die so viele Stunden ihres eintönigen Daseins füllten. Sie sprang auf, ließ sich kaum Zeit, Mantel und Galoschen anzuziehen und eilte dann, trotz aller Müdigkeit, auf der durchweichten Landstraße nach Weltsöden. Sie, die ob ihrer neun Töchter gering geachtete, konnte es kaum erwarten, der Schwiegermutter zu zeigen, wieviel schlechter doch die Familie bei der Wahl der neuen Schwiegertochter gefahren sei, und wie nunmehr Güter gefährdet waren, die sie treu gehütet. So watete sie mit Frän-

lein von St. Pierres Brief in der Tasche und roten Flecken auf den abgehärmten Wangen durch den schier unergründlichen Schmutz ländlicher Frühlingswege zu ihrem Werk der Gerechtigkeit.

Das Ergebnis ihres Gesprächs mit Frau von Zehren war, daß diese ihren Koffer vom Boden herunter holen ließ, sowie den altertümlichen Beutel, dessen sie sich bei jeder Reise bediente und auf dem in Perlenstickerei ein Hündchen dargestellt war, das treulich einige Gepäckstücke bewachte. „Nicht alle Besitztümer werden so gut gehütet,“ dachte Frau von Zehren, und ihre tückischen Äuglein glimmten hinter den weiten Wangenflächen, während sie Schwämme, Kamm und Zahnbürste, Filzschuhe und Nachthemd in den Beutel packte. Dann ließ sie noch zwei Spickgänse einwickeln, für die Weltsöden berühmt war. Rumkehr, Treumann, Mamsell und das ganze Dienstpersonal aber waren sprachlos: daß die gnädige Frau Mutter in dieser für die Landwirtschaft so wichtigen Zeit plötzlich Weltsöden verlassen könne, hätte keiner für möglich gehalten!

Wie ein Meteor fiel Frau von Zehren gegen Abend in die Wohnung in den Zelten. Sie traf nur den ob ihres plötzlichen Erscheinens ganz bestürzten Sohn zu Hause.

„Ist in Weltsöden etwas Schlimmes passiert?“ war seine erste Frage.

„Um Weltsöden kannst du unbesorgt sein," antwortete die Mutter, „da führe ich die Aufsicht. Es handelt sich um euch hier — und ich will nur hoffen, daß da noch nichts Schlimmes geschehen ist."

Und indem sie die Bindebänder der kleinen Reisekapotte löste, begann sie sofort, dem Sohn mitzuteilen, welche Warnung sie erhalten.

Aber Theophil war nicht so bereit, sich beunruhigen zu lassen, wie Frau von Zehren erwartet hatte. Während dieser Monate der Unabhängigkeit und des steigenden Bewußtseins eigener Wichtigkeit hatte er sich der Bevormundung entwöhnt. Nicht ganz so kritiklos wie bisher hörte er der Mutter zu und empfand dabei peinlich, daß sie in den kleinen Berliner Stuben noch überwältigender wirkte als auf den weiten heimatlichen Feldern. So war sein erster Wunsch, diese ganze alberne Angelegenheit, die ihm da plötzlich aufgedrängt werden sollte, beiseite zu schieben.

„Verehrteste Mama," sagte er gemessen, „meine Bescheidenheit verbietet mir, auf die Gefühle näher einzugehen, die bei Fräulein von St. Pierre mitgesprochen haben mögen, als sie es für nötig fand, Mechtild zu schreiben. Daß diese aber Ilse nicht sonderlich wohl will, weil sie eben die Nachfolgerin auf Weltsöden in ihr sieht, wissen wir doch alle."

„Ganz schön, ganz schön!" rief Frau von

Zehren, „aber die Tatsachen bleiben doch: die einsamen Abendspaziergänge mit einem Herrn!"

„Wenn Ilse wirklich etwas so Unüberlegtes getan hat, muß es ihr eben verwiesen werden," erwiderte Theophil, „aber es können ja auch ganz zufällige Begegnungen gewesen sein."

„Mit einem Herrn, der allgemein als ihr Kurmacher gilt?" fragte Frau von Zehren skeptisch.

„Verehrteste Mama," antwortete Theophil mit überlegenem Lächeln, „wenn der Herr wirklich Ilsen die Kur macht, tut er mir leid — er könnte sich nämlich ebensogut um ein Stück Holz bemühen — ich kenn sie doch."

In diesem Augenblick erscholl die Flurklingel, dann vernahm man Ilses Stimme draußen im Vorplatz, und Theophil setzte rasch hinzu: „Da kommt sie übrigens selbst, und du kannst sie ja nun persönlich nach allem befragen."

Die Tür ging auf und Ilse trat ein. Eine andere wie die vor wenigen Monaten aus Weltsöden abgereiste, das fühlte Frau von Zehren sofort. Freier schien sie, selbstvertrauender, wie jemand, der durch irgendein Vorkommnis des eigenen Wertes bewußt geworden. Und viel, viel hübscher sah sie aus, konstatierte die Schwiegermutter beinahe widerstrebend, aber freilich, setzte sie in Gedanken hinzu, was vermögen nicht die großstädtischen Schneiderinnen, gegen deren Künste

das Strafgesetz eigentlich Paragraphen enthalten sollte.

Theophil, der bis dahin aus Bequemlichkeit Ilse eher verteidigt hatte, fühlte nun bei ihrem Anblick eine plötzliche Gereiztheit: Schließlich war sie es doch, die diese ganze unerquickliche Auseinandersetzung über ihn heraufbeschworen hatte und an dem lästigen mütterlichen Überfall schuld war, — und dies alles in einem Augenblick, wo seine Zeit und ungeschmälerten Kräfte den wichtigen Fragen des Staatswohls gehören sollten. Kaum hatte denn auch Ilse die Schwiegermutter begrüßt, so fragte er sie unwirsch: „Wo kommst du denn her?“ und war eigentlich auf ein verlegenes Ausweichen gefaßt.

Aber Ilse antwortete ganz unbefangen: „Ich war draußen bei Greinchen.“

„Natürlich,“ sagte Theophil ärgerlich, „eine Person, die sicher mit schuld ist an dem Testament deines Vaters, das mich lächerlich macht, die erscheint dir als passender Umgang.“

Und Frau von Zehren setzte seufzend hinzu: „Ja, ja, Ilse, mein armes Theophilchen hat recht, du scheinst überhaupt alle Sorge um sein Ansehen und seinen Namen zu vergessen — ich bin eigens deshalb hierher gereist . . . “

„Du mußt mich entschuldigen, verehrteste Mama,“ unterbrach sie Theophil, der die Uhr gezogen hatte, „aber ich werde zu einer Kom-

missionsberatung erwartet, und du besprichst das alles auch wohl am besten mit Ilse allein."

Froh, einen Grund zu haben, allen weiteren Erörterungen zu entgehen, verließ er das Zimmer schnelleren Schritts, als seine Feierlichkeit sonst zuließ. Doch von der Tür aus wandte er sich noch einmal an Ilse: „Schenke den Worten meiner Mutter Beachtung, liebes Kind!"

Kaum waren die Damen allein, so sagte Frau von Zehren auf Ilse zuschreitend: „Also du hast einen Liebhaber!"

Ilse prallte zurück und schrie auf: „Das ist nicht wahr!"

„Es freut mich, dich dies so bestimmt behaupten zu hören," sagte die ältere Frau, „aber wenn du dich derart benimmst, daß die ganze Stadt es für wahr hält, kommt es eigentlich aufs selbe heraus."

„Aber was habe ich denn getan?" fragte Ilse mit bebender Stimme.

„Nun, alle Welt hat dich mit diesem Herrn von Walden nachts in den Straßen gesehen — das willst du doch nicht etwa leugnen?"

„Ich bin ein paarmal mit ihm spazieren gegangen," antwortete Ilse, „aber niemals des Nachts — doch wenn auch — wäre das wahr, was du vorhin sagtest, so würden wir uns doch wohl anderswo wie in der Straße sprechen können."

„Du scheinst ja in solchen Dingen sehr gut Bescheid zu wissen,“ sagte Frau von Zehren mit einem tückischen Blick der kleinen Äuglein, „nun, wenn du dich so unschuldig fühlst, wirst du es auch gern beweisen wollen: Ich bin gekommen, dich nach Weltsöden mitzunehmen.“

„Nein, nein!“ rief Ilse, „das ist unmöglich!“

„Unmöglich?“ wiederholte die Schwiegermutter gedehnt, „so steht es also doch?“

„Aber ich kann mich doch nicht wie ein unartiges kleines Mädchen wegführen lassen!“ entgegnete Ilse mit Entrüstung, „ich hab ja gar nichts getan — ich glaube . . . du hättest jedes Wort hören können, was wir gesprochen haben.“

„Um so unverständlicher ist deine Weigerung,“ sagte Frau von Zehren, „wenn du aber dabei bleibst, werden dein Mann und ich eben auf andere Mittel sinnen müssen, dich von diesem Herrn zu trennen.“

Wieder funkelten die kleinen Augen so tückisch, daß Ilse plötzlich von einer sinnlosen Angst um Wolf ergriffen wurde. Als müsse sie sich schützend vor ihn werfen.

„Ihr wollt ihm doch nichts tun?“ stieß sie hervor.

„Ihm?“ wiederholte Frau von Zehren spöttisch. „Sei unbesorgt — sicher nicht so, wie du zu glauben scheinst — dazu wäre mir mein Theo-

philchen denn doch wirklich zu schade. Wir werden morgen eine Entscheidung treffen."

Die ganze Nacht lag Ilse mit weit geöffneten Augen da. Sie konnte nicht schlafen, weil gar zu viel in ihr wach geworden. Was sie sich nicht einmal als Möglichkeit flüsternd zugestanden, das war ihr als Tatsache mit lauten Worten entgegengeschleudert worden.

Wie hatte die Schwiegermutter doch gesagt? Du hast einen Liebhaber? — Zischend, als ob mit glühenden Eisen ein Schandmal in zuckendes Fleisch gebrannt würde, so hatte es geklungen. — Und war doch eigentlich ein so hübsches Wort: einer, der einen anderen lieb hat. — Das sollte wohl jeder für jeden sein. Aber so hatte es die Schwiegermutter nicht gemeint. Denn die Menschen lieben einander so wenig, daß dies Wort für sie nur einen Sinn besitzt. — Eine einzige Beziehung gibt es also, in der man — sich wirklich lieb hat?

Und in den langen Stunden der Nacht dachte Ilse an Dinge, die ihrem Wesen bisher fremd geblieben.

Am Morgen, als es sacht im Zimmer zu dämmern begann, traf wie immer der erste Frühlichtstrahl den bunten Druck, auf dem die viktorianischen Schönen so eifrig zu spähen schienen. —

Jetzt wußte Ilse, daß, so lange er auch zögern mag, der Sieger endlich doch einmal kommt.

Zu Frau von Zehrens Befremden erwies sich Theophil dem Plane, Ilse nach Weltsöden zu senden, gar nicht geneigt. „Wir haben, ehe der Reichstag in die Osterferien geht, gerade noch ein paar Einladungen angenommen, da müßte solche plötzliche Abreise doch sehr auffallen," sagte er.

„Ich fände das verhältnismäßig einerlei im Vergleich zu den Gefahren, die ich voraussehe," entgegnete die Mutter, „glaub mir, mein Theophilchen, sie sind wirklich vorhanden."

„Aber selbst, wenn du recht hättest, verehrteste Mama, nach den Ferien müßte Ilse doch mit mir hierher zurückkehren, denn ich könnte doch nicht in Berlin leben und meine Frau dauernd in Weltsöden lassen? Ich kann ja nicht mal den Grund dafür anführen, daß sie der Kinder halber auf dem Lande bleibt — da wir doch nun mal keine haben."

„Leider!" seufzte Frau von Zehren.

„Und warum soll ich schließlich auch das einbüßen, was sie noch am besten versteht: unsere gesellschaftliche Stellung zu stärken."

„Das hast du doch nicht nötig?" rief die Mutter, „Zehren bleibt Zehren!"

„Gewiß," antwortete er würdevoll, „aber so viel habe ich hier doch schon gemerkt: eine Frau zu haben, die gefällt, kann immerhin nicht schaden."

Er empfand bei dem ganzen Gespräch haupt-

sächlich nur eine gewisse gereizte Langeweile. Die längst eingetretene Gleichgültigkeit gegen seine Frau ließ ihn so gern glauben, daß die Mutter in ihrer geschäftigen Herrschsucht übertreibe und eingebildete Schrecknisse sähe. Die Beliebtheit, deren Ilse sich bei dem aufsteigenden Gestirn der Cold-Engels, bei der Herzogin Wanda und so manchen anderen erfreute, mochte er nicht missen; sie sollte ihm zur Erreichung von persönlichen Zielen dienen, die ihm vorschwebten, seitdem er in der die verschiedensten Ehrgeize entfesselnden Hauptstadt weilte.

„Ja, wenn du auf meine Vorschläge wirklich nicht eingehen willst," hub Frau von Zehren von neuem an, „dann muß eben dieser Herr von Walden aus Berlin entfernt werden."

Theophil schaute erstaunt auf die in streitbarer Feldherrnpose dastehende Mutter. „Das wäre allerdings bei weitem das Beste," sagte er, „aber wie wolltest du das zustande bringen?"

„Das wäre traurig, liebes Theophilchen," antwortete sie mit einem tückischen Blick der kleinen Augen, „wenn wir Zehren in Preußen nicht mehr so viel gegen einen Menschen vermöchten, der doch schließlich ein Fremder ist und keinen Anhang hat!"

Gleich nach dieser Unterredung verließ die gnädige Frau Mutter erhobenen Hauptes das Haus, und mit festem Schritt ging sie durch die

Straßen Berlins, das aus Weltsöden mitgebrachte Paket Spickgänse unter dem Arm.

Frau von Zehren war mit der Frau eines der Vorgesetzten von Herrn von Walden einst im selben adligen Stift erzogen und eingesegnet worden, und seitdem Herr von Höhenrath, der Mann dieser früher wenig beachteten Schulgefährtin, den Aufstieg begonnen, der zu solcher Größe führen sollte, hatte Frau von Zehren die einstmaligen Beziehungen wieder aufgenommen und eifrig gepflegt. Sendungen von Schinken, Würsten und Spickgänsen gingen jeden Winter aus Weltsöden an das Haus des Staatsmannes; Spargel und Äpfel folgten im Laufe der wechselnden Jahreszeiten. Beim Einpacken dieser ländlichen Produkte dachte Frau von Zehren dann jedesmal: Wer weiß, wozu das noch mal gut sein kann! — Denn wie so manches, was das Zehrentum tat, war auch dies ein Ergebnis weiser Voraussicht.

Zu dieser einflußreichen Jugendfreundin hatte sich Frau von Zehren nunmehr auf den Weg gemacht.

Als sie in den mit grünem Plüsch und imitierten Kameltaschen möblierten Salon der Exzellenz mit ihrem Paket unter dem Arm eintrat, saßen mehrere Herren und Damen um die Hausfrau herum. Denn es war deren Empfangstag.

Frau von Zehren warf einen einzigen prüfenden Blick auf die Gäste und klassifizierte sie alsobald in Gedanken, ebenso treffend wie verächtlich, als „Nichtpreußen."

„Meine gute Minette," rief sie mit lauter Stimme, indem sie unbekümmert zwischen den Fremden auf die Freundin zuschritt. Und ebenso, nur erstaunter, antwortete diese: „Meine gute Gottliebe! Sieht man dich endlich mal!" — Dann umarmten sich die beiden wiederholt, wobei das Paket Spickgänse gegen den breiten Rücken der in grauen Alpakka gekleideten Exzellenz klopfte.

„Ich habe gerade meinen Jour," flüsterte dabei Minette, „aber sie gehen nu bald." Und dann machte sie Frau von Zehren bekannt mit Señor und Señora de la Delicias, von der peruanischen Gesandtschaft, Mrs. Landsend, der Frau des amerikanischen Sekretärs, Fehmi Bey von der türkischen Botschaft, Oberst Oki Abunai, dem japanischen Militärattaché.

Es wollte aber kein rechtes Gespräch zwischen ihnen und der Edeldame aus dem Kreise Sandhagen zustande kommen, und die Fremden erfüllten denn auch Frau von Höhenraths Hoffnung, indem sie sich bald empfahlen. Als die letzten gegangen waren, sagte Frau von Zehren, ihnen nachschauend: „Gott, Minette, wenn ich bedenke, daß wir zusammen im Stift gewesen sind und nun

sehe, mit was für Menschen du verkehren mußt — da waren ja sogar Heiden darunter!"

„Ja, ein Vergnügen ist's wahrhaftig nicht immer," antwortete die Exzellenz und atmete erleichtert auf, wobei die große Kameenbrosche an ihrem Halse auf und nieder ging — „aber nu erzähl mal von dir selbst, Gottliebe, du bist wohl gekommen, dich an deinen Kindern zu erfreuen? Dein Sohn wird ja schon viel genannt im Reichstag und deine Schwiegertochter — na, mein Alter und ich haben ja nicht Zeit, viel auszugehen — aber man hört doch so, daß sie sehr gefällt und so musikalisch sein soll."

Damit hatte sie der Freundin den erwünschten Anknüpfungspunkt gegeben, und Frau von Zehren begann auch alsobald zu berichten: Ja, ja, der Sohn machte sich in der Tat, man prophezeite ihm sogar noch mancherlei Erfolge auf diesem modernen Weg des Parlamentarismus — und die Schwiegertochter — nun ja, sie war ganz hübsch und nett — nur leider keine Kinder und auch wenig Aussicht dazu.

„Wie bedauerlich!" warf Minette teilnehmend ein, während Gottliebe tief seufzte und dann gleich fortfuhr: „Ja, sehr, sehr bedauerlich! Auch wegen Weltsöden — aber — das ist doch noch nicht das Schlimmste!"

„Meine gute Gottliebe, du erschrickst mich."

„Ja Minette, es ist auch wirklich etwas sehr

Trauriges, um was es sich handelt, und eigentlich bin ich eigens aus Weltsöden gekommen, um mit dir darüber zu reden."

„Sprich, sprich!" und die Kameenbrosche auf dem grauen Alpakka hob und senkte sich wieder.

„Also siehst du," hub Frau von Zehren an und erzählte nun, daß in dieser Zeit, wo ihr Theophilchen die ländlichen Interessen im Reichstag vertrete, der jungen unerfahrenen Frau von einem höchst gefährlichen und völlig skrupellosen Don Juan nachgestellt würde, der — Gottliebe konnte es nur mit schmerzlichem Bedauern erwähnen — zu den sonst so achtbaren Untergebenen von Minettens Mann gehöre und der, während er bisher im Ausland verwendet worden, unglücklicherweise gerade in diesem Winter nach Berlin berufen worden sei.

Sichtlich entrüstet strich die Exzellenz über ihren tugendsamen glatten Scheitel und rief: „Ja, dann müßte man doch daran denken, wie er am besten von hier entfernt werden könnte!"

„Gott, Minette," antwortete Frau von Zehren, „ich würde nie gewagt haben, darum zu bitten, aber damit wäre allerdings der Familie der Frieden zurückgegeben."

„Laß mich nur machen, meine gute Gottliebe," sagte die Exzellenz mit resolutem Tone, „ein Institut für Ehestörer ist das Auswärtige

Amt nicht. Ich werde noch heute mit meinem Alten reden."

Gleich an diesem Tage setzte Minette ihrem Mann die Weltsödener Spickgans zum Abendessen vor. Nach beendeter Mahlzeit folgte sie ihm in sein Studierzimmer, um mit ihm zu reden, ehe er sich in den Inhalt der großen Aktenmappe vertiefte, die ihm ein Kanzleidiener allabendlich zu nächtlicher Erledigung in die Wohnung brachte. Aber sie fand ihn ihren Wünschen nicht sonderlich geneigt.

„Deiner Freundin Gottliebe gegenüber empfinde ich zwar die Dankbarkeit des Magens," sagte Herr von Höhenrath, „und das soll ja die stärkste sein — aber mir will's doch nicht recht in den Sinn, daß wir uns bei Versetzungen nach solchem Geklatsch und Gerede richten sollen. Wir sind doch nicht als Hüter des Ehefriedens agrarischer Abgeordneter angestellt, und dieser lange Zehren sollte sich lieber selbst um seine Frau kümmern, anstatt, wie er es neulich getan hat, der Regierung dreinzureden. Das erwartet man doch nicht von Leuten seines Schlages."

Schließlich gelang es Minetten aber doch, ihren Mann der Idee geneigt zu machen, wenn auch nicht sofort, so doch bei guter Gelegenheit, auf Waldens Versetzung ins Ausland hinzuwirken.

Herr von Höhenrath äußerte dabei: „Walden ist ja ein gescheiter, strebsamer Mensch, aber doch ein etwas unruhiger Geist und wird sicher bald selbst wünschen, wieder draußen verwandt zu werden."

Die gewünschte Gelegenheit fand sich früher als erwartet.

Als Minettens Gatte am nächsten Morgen ins Ministerium kam, ward ihm sofort vom Kanzleidiener gemeldet, der Chef habe bereits zweimal nach ihm fragen lassen.

Er fand diesen hohen Lenker deutscher Staatsgeschicke in offenbar übelster Stimmung.

„Was ist denn da für eine Schlamperei passiert?" fragte dieser und wies auf ein Schriftstück, auf dessen breitem Rande der erschreckte Herr von Höhenrath einige Worte in einer wohlbekannten hohen Handschrift erblickte. „Da ist ja an die höchste Stelle ein Bericht über die Frage des Verlustes der Reichsangehörigkeit gesandt worden, der den von uns vertretenen Anschauungen diametral entgegenläuft. Wie konnte denn so etwas vorkommen?"

Herr von Höhenrath warf einen Blick in die Blätter und sagte dann sichtlich erleichtert: „Aber Exzellenz, das ist ja bloß der zusammenfassende Bericht über die von all unseren Gesandten eingeforderten Gutachten, mit dem ich den Legationsrat von Walden beauftragt hatte."

„Ja, haben Sie denn diese bloße Zusammenfassung, wie Sie sie nennen, überhaupt gelesen, ehe sie höchsten Ortes vorgelegt wurde?"

„Exzellenz," stammelte Herr von Höhenrath, „die Last der Geschäfte . . . . sehr genau hab ich es . . . nicht gelesen . . . es sollte ja nur ein Resümee sein . . . "

„So? Ein Resümee? Na, sehen Sie sich mal den Schlußpassus an!"

Herr von Höhenrath überflog die letzte Seite, auf der auch die hohe Randbemerkung stand. Er las da zu seinem Erstaunen die in schwungvollen Worten und mit einem gewissen jugendlichen Idealismus vorgetragene Befürwortung der Auffassung, daß ein Deutscher seiner Staatsangehörigkeit gegen seinen eigenen Willen nie und nimmer verlustig gehen dürfe. „Mutter Germania könne nie eines ihrer Kinder aufgeben, denn ihre Arme seien stark genug, um sie alle schützend zu umfangen."

Neben diesen Satz hatte eine hohe Hand geschrieben: „Famos! Hiernach soll verfahren werden."

Und der verstimmte Chef hatte allerdings recht, als er gesagt, daß diese Ansicht Herrn von Waldens, die der großzügigen Auffassung des Herrschers sympathisch erschienen war, dem genau widersprach, wonach man sich seit Jahren, aus

Bequemlichkeit und aus Verkennung der eigenen neuen Stärke, gerichtet hatte. —

„Unerhört von diesem Walden!" rief Herr von Höhenrath, nachdem er den gefährlichen Passus gelesen. „Solch eine Eigenmächtigkeit! Seine eigenen grünen Ansichten so selbstbewußt vorzutragen!"

„Ja, und was machen wir denn nun damit?" sagte fragend der Chef. —

Herr von Höhenrath sann nach. Plötzlich fiel ihm ein, was er gestern von seiner Frau über diesen selben Walden gehört hatte. Das schien also doch wirklich ein junger Herr zu sein, der sich auf den verschiedensten Gebieten Übergriffe in die Rechte Anderer anmaßte, und der ihn selbst in eine höchst fatale Lage gebracht hatte! — Das sollte ihm denn doch nicht so hingehen! Und er antwortete sinnend: „Man müßte wohl vor allem trachten, Zeit zu gewinnen .... die Angelegenheit dilatorisch behandeln ... bis die Geschichte in Vergessenheit geraten ist ... dazu wäre es nützlich, den Urheber des Berichts zunächst von Berlin zu entfernen."

„Wo wollen Sie ihn denn hinschicken?"

„Ach, das findet sich. Aber wenn es Euer Exzellenz beliebt, könnten wir ja gleich den Personalrat rufen lassen." —

„Gut," sagte der Chef, „lassen Sie Geheimrat Duval bitten."

Der Personalrat war von Natur ein milder, ängstlich schüchterner Mann, dem jede Härte fernlag. Der Zwang, oftmals an seinen Mitbeamten Exekutionen vornehmen zu müssen, die andere beschlossen, hatte seinem bleichen, von dunklem Bart umrahmten Gesicht und seinem ganzen Wesen eine tiefe Schwermut aufgedrückt.

Nachdem ihn die beiden Exzellenzen, soweit es ihnen geboten schien, orientiert hatten, sagte er verlegen: „Wir haben im Moment aber nichts frei, was wir Legationsrat von Walden anbieten könnten . . . er war doch gerade für bessere Posten in Aussicht genommen . . . so viel ich weiß."

„Lieber Herr Geheimrat," fiel Herr von Höhenrath ein, „es kommt vor allem darauf an, Herrn von Walden möglichst rasch eine Versetzung zu geben." —

Duval sann einen Augenblick nach und sagte dann ängstlich, als getraue er sich kaum, den Vorschlag zu machen: „Ja, dann bliebe nur übrig, ihn nach Zanzibar zu schicken, zur Vertretung von Kappes, der, wie Exzellenz vielleicht wissen, plötzlich schwer erkrankt ist?"

„Warum nicht? Sehr passend!" riefen die beiden hohen Staatsmänner. Und der oberste setzte hinzu: „Dort kann sich dieser überschwengliche junge Herr ja mal aus der Nähe ansehen, wie diese weit verschlagenen Deutschen zum Teil

beschaffen sind, die er sämtlich beschützen möchte!“ Minettens Gatte aber dachte: „Dort wird er schwerlich viel Gelegenheit finden, den Frauen anderer nachzustellen.“

Der Chef schloß die Unterredung, indem er sich zu dem wehmütig blickenden Duval wandte: „Also, Herr Geheimrat, ich bitte, Herrn von Walden die entsprechende Mitteilung zu machen — ich danke Ihnen, meine Herren.“

Am Tage nach ihrem Besuch bei Minetten war Frau von Zehren nach Weltsöden zurückgereist. Sie hatte keine neue Auseinandersetzung mit der Schwiegertochter gesucht, sondern sich begnügt, sie aus tückischen Äuglein siegessicher anzublinzeln. Aber bei diesen Blicken und Theophils strafendem Schweigen hatte Ilse das Gefühl, von schleichendem Unheil umgeben zu sein. Ein Frieren der Seele war in ihr, eine Angst vor Unabwendbarem. Nicht Angst aber für sich, sondern für Wolf. Sie fühlte mit völliger Gewißheit, daß ihm etwas Schlimmes nahe, aber sie wußte nicht was, noch wie sie es von ihm abwenden solle. Nur das wußte sie, daß es nichts gab, was sie dafür nicht getan hätte. Immer mehr wuchs ihre ahnungsvolle Ruhelosigkeit.

Und plötzlich ward ihr ein Brief gebracht.

„Der Bote wartet auf Antwort," sagte das Mädchen.

Sie las die wenigen Zeilen.

Das also hatte die ahnende Angst gekündet? Trennung? — Und bei dem plötzlichen Gedanken an all den Schmerz und die Einsamkeit, die dies eine Wort enthielt, wuchs das Frieren der Seele in ihr zu physischem Frostschauer.

Noch einmal las sie den Brief.

Sie hatte zuerst nur diesen einen Sinn erfaßt, Trennung, neben dem alles Übrige gleichgültig erschien. Aber nun prägten sich auch die anderen Worte ihrem Bewußtsein ein: Zur Vertretung eines in Zanzibar schwer erkrankten Beamten sollte Wolf umgehend abreisen? — Daß das nichts Gutes für ihn bedeuten konnte, im Vergleich zu den Aussichten, die ihm bisher gemacht worden waren, sagte sich Ilse trotz all ihrer Unerfahrenheit, und sie wurde von jener Entrüstung ergriffen, die junge impulsive Menschen empfinden, wenn sie zum erstenmal erkennen, daß die Vergeltung oft auf Gebieten geübt wird, wo die Vergehen nicht lagen. Und ihretwegen wurde ihm das angetan! —

Unmittelbar sollte er reisen — und bat, sie sehen zu dürfen. Sie schaute sich unwillkürlich im Zimmer um — nein, nicht hier — dies war ja Theophils Wohnung, draußen über der Türklingel stand sein Name, und alles hier sprach

von ihm und nun auch von seiner Mutter — sie kam sich plötzlich so fremd und entrechtet vor, daß es sie dünkte, als könne sie in diesen Räumen nicht mal einen Besuch mehr empfangen. Und gleichzeitig war eine subtilere Empfindung in ihr: als müsse Wolf, wenn er hier einträte, das Echo jener Worte vernehmen, die ihr die Schwiegermutter da, an dieser Stelle, entgegengeschleudert hatte. — Brennendes Rot stieg ihr bei dieser Erinnerung bis zu den Schläfen. Sie trat an ihren Schreibtisch, schrieb ein paar eilige Worte und gab selbst den Brief dem wartenden Boten.

Hastig zog sie dann Hut und Mantel an, ohne einen Blick noch um sich zu werfen, schlüpfte aus der Wohnung und lief die Treppe hinunter.

In den schmalen stillen Anlagen längs des Kanals in der Königin Augustastraße trafen sie sich. Gerade dorthin hatte Ilse ihn zu kommen gebeten, weil sie beim Schreiben nur den einen Wunsch empfunden, möglichst viel Raum zwischen sich und ihre gewohnte Umgebung zu legen — und dann — sie liebte jenen Platz, dort waren sie ja schon einmal einen Nachmittag zusammen auf und ab gegangen.

Sie wollte ihm so viel sagen, ihre Empörung, ihren Schmerz, das bittere Gefühl, ihm ahnungslos geschadet zu haben — als sie ihn dann aber wirklich vor sich gesehen, hatte sie ihm nur wortlos die Hände hingestreckt, denn sie fühlte, daß jedes

Wort ein Schluchzen sein müßte. So hatten sie sich bloß angeschaut — und wußten nun doch alles.

Endlich brach er das Schweigen. „Ich sollte schon morgen früh fort,“ sagte er, „um das Schiff in Genua noch zu erreichen — aber nun — werde ich überhaupt nicht reisen.“

„Können Sie denn das?“ fragte sie.

„Was sollte man nicht können, wenn man wirklich will,“ antwortete er, „ich werde um den Abschied bitten.“

Aber sie unterbrach ihn: „Das dürfen Sie nicht.“ Denn mit einer Art Hellsicht kannte sie ihn in diesem Augenblick besser als er sich selbst, sah ihn, wie in einer Vision, ein Lebenlang dem nachtrauern, was er in einer Minute von sich geworfen. — Und sie wäre schuld daran. — „Nein, nein,“ wiederholte sie, „das werde ich nie zugeben.“

„Ilse,“ sagte er sehr weich, „Sie müssen doch fühlen, daß ich jetzt nicht mehr von Ihnen kann.“

Sie getraute sich nicht gleich zu antworten und machte nur eine leise abwehrende Bewegung. Beim Klange seiner Stimme waren ihr die Arme so seltsam schlaff geworden. Ihre Kniee zitterten, und es war in ihr ein Gefühl, als ob sie versänke und aufhörte, sie selbst zu sein.

Unwillkürlich setzte sie sich auf die Bank neben dem Rondel, wo Taxusbüsche standen. Sie fühlte

sich plötzlich sehr müde. Und vor ihr stehend, fuhr er fort: „Aber ich kann den Gedanken doch nicht ertragen, daß Sie bei . . . "

„Daran sollen Sie auch nie zu denken brauchen," unterbrach sie ihn mit einem schwachen Lächeln, „ich werde dort nicht mehr bleiben."

„Ilse," sagte er, nun neben ihr sitzend, und ein verhaltener Jubel lag in seiner Stimme, „ist das wirklich wahr?"

„Ich könnte ja gar nicht," antwortete sie.

„Und Sie werden sich für mich frei machen?"

Sie nickte nur.

„Und wenn ich dann wiederkomme?"

„Ja, Wolf."

Dann schwiegen sie beide. Als gehörten ihnen noch viele Stunden. Aber die Minuten verrannen unaufhaltsam. Erst als sie fühlten, daß sie nun scheiden mußten, fiel ihnen ein, daß sie sich noch so sehr viel zu sagen hatten, und sie flüsterten sich all die lieben kleinen Worte zu, die solch großen Abschiedsschmerz lindern sollen. Aber das Weh in ihren Herzen wurde nur noch größer.

„Mir ist so angst, dich allein zu lassen, inmitten von all dem, was nun kommen muß," sagte er.

„Was soll mir geschehen," antwortete sie, „ich will ja doch nur offen und ehrlich sein."

„Und das lange, bange Warten," hub er von neuem an.

„Ach Wolf," sagte sie, „jetzt muß ja alles schön sein . . . selbst das Warten."

Ein Hauch von blaßrosa und violettem Dunst färbte den westlichen Himmel. Nebel lag jetzt über dem Kanal, das jenseitige Ufer verwischend. Und in dem Nebel tauchte ein kleiner Dampfer auf, der schrill pfeifend einen schweren Lastkahn nach sich schleppte. — Dieser winzige Dampfer aber rief in Ilses Phantasie plötzlich das Bild eines der fauchenden stampfenden Ungeheuer hervor, die die Ozeane befahren. Und sie sah Wolf oben auf dem Verdeck stehen, durch unerbittliche Macht weiter, immer weiter von ihr fortgetragen. — Und in zwei Tagen schon würde dies Wirklichkeit sein — da würde er so von Genua abfahren.

Wie in physischem Schmerz zog sich ihr das Herz bei dieser Vorstellung zusammen, sie glaubte den Augenblick nicht überleben zu können. Zu seinen letzten Abschiedsworten vermochte sie nur leise zu nicken — keine Silbe mehr entrang sich ihren Lippen — sie hätte ja nur das eine Wort schreien können: „Bleib, bleib!" —

Als er sich dann endlich losgerissen hatte und von ihr gegangen war, blieb sie wie zermalmt da sitzen. Sie starrte auf den Boden, der noch seine Fußtapfen wies, und ihre Hand strich mit einer

ihr ganz neuen liebkosenden Bewegung über die Bank, wo er eben noch neben ihr gelehnt. Er aber war fort — verschlungen vom Nebel — als trennten sie schon die weiten Meere. —

Endlich erhob sie sich. Ganz zerschlagen. Wankend, wie im Traume, ging sie durch die Straßen. Was sie nun zunächst tun solle, lag noch unklar verschwommen vor ihr. Unwillkürlich hatte sie die Richtung nach den Zelten eingeschlagen. Beim Gehen besann sie sich allmählich wieder auf des bisherigen Lebens Einzelheiten. Es fiel ihr ein, daß Theophil heute gleich vom Reichstag aus zu einem parlamentarischen Bierabend gehen wollte. Er würde also gar nicht zu Hause sein. Als sie aber vor dem Hause stand, ergriff es sie plötzlich mit fröstelndem Schauer, und sie fühlte, daß sie über diese Schwelle nie mehr treten könne. — Nein, sofort mußte sie zu Greinchen fahren. Dort würde sie Aufnahme finden. — Was sie brauchte, konnte ihr ja morgen hinausgeschickt werden. — Aber wenn Theophil bei seiner Rückkehr am Abend spät sie nun nicht zu Hause fand? — Warum sollte dieser ihr plötzlich so weltenfern Erscheinende vielleicht unnütze Sorge um sie hegen? Sie beschloß, ihm gleich zu schreiben.

Im Wartesaal des Bahnhofs, von dem aus sie den Vorortzug zu Greinchen benutzen wollte, ließ sie sich Papier und Tinte geben. Und da auf

dieser Wegstation, inmitten hastender fremder Menschen, schrieb sie den Brief, der ein Leben abschließen sollte.

Und wußte nicht, daß, was einmal gelebt worden, stets weiter wirken muß.

Lieber Theophil!

Es ist sehr schwer, diesen Brief zu schreiben, aber doch hoffe ich, daß, wenn ich ihn erst geschrieben haben werde und du ihn gelesen hast, uns beiden leichter sein wird. —

Wir sind in den paar Jahren unserer Ehe dem Glück so fremd geblieben. Ich habe zwar in dieser Zeit vor allem gefühlt, daß ich selbst unglücklich war, aber jetzt, wo ich Dir schreibe, sag ich mir, daß auch Du unmöglich glücklich gewesen sein kannst. — Und wir beide tun mir heute leid. —

Warum das so war? Wir wollen heute nicht wägen und richten. — Es fehlte wohl von Anfang an zwischen uns beiden die Liebe. Du sagtest einst, die fände sich in der Ehe von selbst. Heut weiß ich es anders. Liebe, die sich erst einfinden soll, die kommt wohl nie. —

Ich möchte Dir gern so manches sagen und erklären, und zugleich möchte ich Dir doch nicht weh tun, lieber Theophil. Denn es ist etwas Neues, Großes und Schönes in mein Leben ge-

treten, und das macht mich so weich und dankbar. Drum möcht ich niemand wehe tun.

Siehst Du, ich habe bei Euch in Weltsöden gesessen, wie hinter Gittern und Stäben, und dabei war mein Herz voll von einer unendlichen Sehnsucht. Es war oft, als locke es mich wie mit Nachtigallensang. Und ich wußte doch nicht, was es war, das mich so rief und lockte. Ich hatte auch niemand, den ich fragen konnte. Vor Dir, Theophil, fürchtete ich mich viel zu sehr. Ich glaube, Männer können ja gar nicht ahnen, wie oft ihre Frauen sich vor ihnen fürchten. —

Heut nun aber weiß ich, was mich so rief und lockte. Es war das Glück. Aus weiter Ferne nur, wie eine Ahnung, tönte damals seine Stimme: komm mit, komm mit.

Aber jetzt hab ich sie ganz nahe vernommen, hab dem Glück ins Antlitz geschaut.

Und nun muß ich mit dem gehen, den ich liebe, und der für mich das Glück ist. Ich kann nicht anders. Keine Gitter, keine Ketten hielten mich von ihm zurück.

Wirst Du mir sehr böse sein, Theophil? — Es ist eigentlich eine so kindische Frage, aber wenn ich an Dich denke, fühl ich mich eben immer als kleines Mädchen, das gescholten wird. — Und gerade das möchte ich nicht mehr sein, möchte einem Anderen etwas anderes werden. —

Sei mir nicht böse, lieber Theophil. War

unsere Ehe für mich ein Irrtum, so war sie es doch ebenso für Dich. Und denk ich heut an Dich als an einen, den blinder Zufall eine Strecke Weges mit mir führte, so weiß ich, daß auch ich Dir niemals die Eine war, die Vorbestimmte. Was Du für mich empfandest, das hätte wohl jede Frau in Dir zu erwecken vermocht.

Es war erniedrigend für uns beide.

Ich glaube, so etwas sollte man gar nicht Ehe nennen dürfen. —

Drum laß uns in Frieden voneinander scheiden.

Ich gehe zu Greinchen. Die wird mich wohl aufnehmen, bis Du alles zwischen uns geregelt hast, wie Du es willst. Ich überlaß Dir das.

Ich kann nicht wägen noch richten, weil in meinem Herzen nur noch demütige Seligkeit wohnt — doch ist es Dein Urteil, daß ich am schwersten fehlte, so sei meine letzte Bitte: vergib es mir.

Ilse.

Greinchens gutmütiges Doggengesicht zeigte kein sonderliches Erstaunen bei Ilses plötzlichem Erscheinen und ihrer Bitte um Aufnahme.

„Ich sagte Dir ja schon vor Monaten, daß es so kommen würde," sagte sie. Doch darüber war sie schwer enttäuscht, daß Ilse nicht fortan ihr Lebensziel in dem Kampf für die Frauenrechte erblicken wollte. „Dich nachher wieder ver-

heiraten willst du, liebes Kind? Welch Fehler! Wo du bei uns ein so voll befriedigendes Dasein finden könntest!"

Aber in dem modern gesonnenen Greinchen steckte doch noch ein gut Stück ganz altmodischer Freude an Liebesgeschichten, etwas von jenen komplizierten Gefühlen, die gerade alternde Fräulein in die Theater treiben und zu eifrigsten Abonnentinnen der Leihbibliotheken machen. Ilse, die auf dem mit Roßhaargewebe bezogenen Sofa saß, gerade unter Papas durch eine Kreppdraperie gezierten Photographie, mußte bis tief in die Nacht hinein erzählen. Sie sprach so tapfer, meinte es so ehrlich! — Und die meisten würden es doch Betrug und Treulosigkeit nennen, das fühlte Greinchen wohl, obschon auch sie ja nicht zu den Weltweisen gehörte. — Arme kleine Ilse! dachte sie, wär sie doch damals schon gekommen, als ich es ihr riet, wo noch nicht der Schein gegen sie sprach! — Dann quartierte sie den unerwarteten Gast in ihrem Fremdenstübchen ein, und als Ilse mit ihrem schimmernden Haar und großen Augen, fein und zart und wie verloren in einem von Greinchens weiten, derben Nachthemden, schließlich zu Bette lag, beugte sie sich über sie und sagte: „Ich werde zu dir stehen, Kindchen, so viel ich kann."

Als Greinchen am nächsten Tage aus der Stadt zurückkehrte, wohin sie gefahren, um einige

von Ilses Sachen zu holen, erzählte sie: „Herr von Zehren soll heute, gerade ehe ich in den Zelten ankam, plötzlich nach Weltsöden abgereist sein. Er wird sich also wohl vor allen weiteren Schritten mit seiner Mutter beraten wollen."

Ilse lebte nun völlig in der fortwährenden Erwartung der Post- und Telegraphenboten. Diese wackeren und ahnungslosen Überbringer von Leid und Freude waren fortan die wichtigsten Erscheinungen ihres Daseins. Sie brachten ihr Telegramme, Karten, Briefe, besonders einen lieben, ganz dicken Brief, den Wolf im Eisenbahnzuge geschrieben und in Genua aufgegeben hatte. Im ersten Augenblick schien es jedesmal so viel des Glücks — und dann war es doch immer zu wenig für die Sehnsucht, die nach so viel mehr verlangte.

Zu seinen Briefen kam dann noch ein anderer. Auch Gräfin Helmstedt schrieb ihr aus Genua.

Meine kleine Ilse!

Wolf Walden hatte uns von Berlin aus die Nachricht seiner plötzlichen Entsendung nach Zanzibar telegraphiert. Da wir sofort fühlten, daß dieser unerwarteten Versetzung eine besondere Ursache zugrunde liegen müsse, und wir daher doppelt wünschten, Wolf vor seiner Einschiffung noch zu sehen, sind Ludwig und ich von meiner Besitzung aus sofort hierher gereist.

Nun haben wir ihn eben auf seinen Dampfer gebracht. Vorher hatte er uns alles erzählt. Und seine letzten Worte an mich waren, ich möge Sie lieb haben.

Das war nicht nötig. Sie wissen ja, wie lieb ich Sie habe, kleine Ilse. Aber etwas Neues ist dem hinzugekommen: Angstvoll vorausschauende Sorge um Sie und ein tief wehmütiges Mitgefühl.

Dieses Wort von mir wird Sie wundern, liebe Ilse, denn Sie erkennen sicher die scheinbare Ähnlichkeit zwischen meinem Lebensgang und dem Weg, den Sie nun eingeschlagen haben — und Sie haben ja selbst gesehen, wie glücklich Ludwig und ich dabei geworden sind. Ich hoffe und wünsche ja nun von ganzem Herzen, daß Sie und Wolf das ebenso werden mögen — aber — es wird Ihnen beiden bitterlich schwer gemacht werden.

Jedes Glück trachten ja die Menschen, sich einander zu verkümmern, als gäbe es dessen zu viel auf Erden, und jeder scheint immer vom anderen zu denken: dem geht's zu gut! Besonders aber gilt dies von all solchem Glück, das erst nach schwerem Irrweg schmerzlich erkämpft wurde, und dem in den Augen der Welt stets der Charakter widerrechtlich erworbenen Gutes anhaftet.

Über Ludwig und mich dachte man so und

auch gegen uns wurde Allmögliches versucht. Daß es weder gelang, uns innerlich zu verbittern und auseinander zu bringen, noch uns äußerlich dauernd zu schaden, ist aber unsere glückliche Ausnahme.

Sie und Wolf werden viel härter noch kämpfen müssen als wir, um sich behaupten zu können.

Denn ich ließ ja meinen ersten Mann, seine Familie und ihren ganzen Anhang in seinem Lande zurück und folgte Ludwig nach Deutschland, wo er seine angestammte Stellung, seinen Besitz und Freunde hatte, wo jene ihm also kaum viel anhaben konnten. Trotzdem sind auch mir Bitterkeiten nicht erspart geblieben.

Wolf aber, liebe Ilse, ist in Deutschland ein Eingewanderter, ein Fremder!

Das ganze in seinen Gefühlen verletzte Zehrentum — und es ist hier ein Gattungsbegriff — wird sich gegen Wolf erheben, und er wird dem gegenüberstehen in seiner Fremdlingseinsamkeit. Was bei einem Eingeborenen, für den sein persönlicher Verwandten- und Freundesanhang einträte, vielleicht allmählich überwunden und vergessen würde, wird ihm nie verziehen werden. Ihnen aber, liebe Ilse, werden all die Frauen, die aus irgendeinem Grunde die Leiden einer dem Herzen nach getrennten Ehe weitertragen, es neiden, daß Sie den Flug zu neuem Glücke wagten. Jede von ihnen wird Ihre Fein-

din sein, und auch all die Männer, die sich für berufene Vertreter der gewohnten Ordnung halten, können gar nicht anders als Ihre Gegner zu werden. — Wenn Sie beide alt geworden sind, und Ihnen selbst Ihr jetziges Tun nur wie ein blasser, wehmütig schöner Frühlingstraum erscheint, wird es noch gegen Sie angeführt und verwendet werden. —

Ich weiß, daß ich Ihnen Angst gemacht habe und grausam scheine. Aber, liebe kleine Ilse, Sie sind so unerfahren und gehen dahin in der doppelten Blindheit der Jugend und Liebe. Drum hielt ich es für freundschaftlicher, Ihnen zu sagen, welche Felsen und Abgründe meine schmerzlich geübten Augen auf Ihrem Wege voraussehen. Denn Gewarnte sind doch etwas geschützt.

Sie werden jetzt zu viel mit Geschäften zu tun haben, mein armes Kind, als daß Sie von dort leicht fortkönnten — wenn Sie aber mal fühlen sollten, daß Sie der Erholung bedürfen und die Härte der Menschen in der Schönheit der Natur vergessen möchten, so kommen Sie zu uns. Wir wollen dies Jahr recht lange in meiner Heimat bleiben. Eine baldige Rückkehr nach Frohhausen, in all das hinein, was jetzt dort über Sie gesagt werden mag, vertrüge meine Freundschaft für Sie und Wolf auch gar nicht.

Und nun lassen Sie mich als Schluß und Ihnen zum Troste sagen: Kein Geschick war je so,

daß es sich bedingunslos preisen ließe, denn auch das größte Glück enthält stets ein Stück Entsagung. So bleibt das Höchste, was sich von einem Leben sagen läßt: Es war schön . . . trotz allem.

Möchten Sie und Wolf auch einst so sprechen können.

In Liebe und Verständnis

Ihre Gisi Helmstedt.

Dieser Brief traf Ilse in einem Augenblick, wo sie so schwer unter Wolfs Abwesenheit litt, daß ihr daneben die unbekannten Leiden, die es vielleicht gelten würde, mit ihm zusammen zu ertragen, gering erscheinen mußten. Da würde man eben vereint sein! Und neben dem Gedanken an dies Glück versank alles andere. Bei den Warnungen Gräfin Helmstedts, die aus einer Ilsen noch ganz fremden Welt- und Menschenkenntnis stammten, war sie freilich einen Moment erschauert, als höre sie von einer tückischen Krankheit, der man auch mal verfallen könnte; wirklichen Widerhall aber weckten in ihr nur die Worte, die sagten, daß das Leben schön sein würde, trotz allem. — Das erschien ihr von unzweifelhafter Wahrheit.

Bald nachher trat die Hauswirtin ein, die das gespannteste Interesse für den von Grein-

chens übrigen Besuchern so verschiedenen Logiergast empfand, und flüsterte geheimnisvoll: „Zwei Damen möchten die gnädige Frau gern sprechen, aber sie wollten keinesfalls eintreten oder auch nur ihren Namen angeben — da draußen warten sie, die gnädige Frau kann sie von hier aus sehen."

Und Ilse, die ans Fenster getreten war, erkannte die beiden Tanten, Askania und Lidwine. Jenseits des umgitterten Vorgärtchens, in der erst abgesteckten Straße, wo weit auseinander besenartige Bäumchen gepflanzt waren, die eine schattenspendende Allee werden sollten, da standen, von Frühlingslicht umflossen, die beiden alten Stiftsdamen in ihrer ganzen schwarzen Kümmerlichkeit!

Ilse lief hinaus. „Ihr kommt mich zu besuchen!" rief sie mit einer erstaunten Freude, denn vom ganzen Zehrentum waren ihr diese beiden stets die liebsten gewesen.

Zögernd legten die Tanten ihre in sorgfältig gestopften schwarzen Zwirnhandschuhen steckenden Finger in Ilses dargebotene Rechte, und Tante Askania begann: „Ja, mein armes Kind, wir wollten gerade nach dem Heiligen Dornenkranze zurückreisen, als der arme Theophil mit dieser schrecklichen Nachricht in Weltsöden eintraf. Da beschlossen wir beide, hierher zu fahren — denn wir können nicht glauben, daß dies deinerseits etwas Unabänderliches bedeutet."

„Nein, Ilschen," fiel nun Lidwine ein, „wir können nicht glauben, daß du dein Leben in Auflehnung gegen Gottes und der Menschen Gesetz verbringen willst!"

„Ach, liebe Tanten," antwortete Ilse leise, „daß ich mein Lebenlang unglücklich bleibe, kann doch nicht Gottes Gesetz sein?"

„Wer seine Pflicht getreulich zu tun trachtet, der bleibt nicht sein Lebenlang unglücklich," entgegnete Askania, und Lidwine fuhr fort: „Der findet im Gegenteil den inneren Frieden, der höher ist als alle Wonnen der Erde."

Ilse schaute zu ihnen auf, wie sie da standen, so verschrumpft unter ihren rostig schwarzen Wollpelerinen, das silberne Kreuz mit dem Dornenkranze gleich einem Symbol der Entsagung auf den flachen Busen. — Was konnten sie von den Wonnen der Erde wissen? — Sie wollte ihnen nicht wehe tun, ihnen nicht die Armut vorhalten, in der ihr Leben verronnen. So sagte sie: „Ihr seht das alles von eurer Höhe — aber in meinen Jahren, da kann man nicht so denken — da kann man nicht aufgeben, was allein das Leben schön und wert macht."

„Wir sind auch einmal jung gewesen," antworteten die Tanten leise.

Wie lange mußte das her sein! Sie sahen so welk und verkümmert aus. Ein tiefes Mitleid regte sich in Ilse, und sie sagte weich: „Liebe Tanten,

Ihr seid sicher recht müde, wollt ihr wirklich nicht eintreten und euch drinnen ausruhen?"

Doch abwehrend zog Askania ihre Pelerine fester um sich und sagte mit einer Schärfe, die sie bisher vermieden: „Nein, Ilschen, in das Haus treten wir nicht — und neben allem anderen tut es mir besonders leid, dich da zu wissen, bei so einer neumodischen Person, die sicher auch für freie Liebe und uneheliche Kinder schwärmt, und das Frauenrecht nennt!"

„Ja bei solchem Umgang," seufzte Lidwine, „ist es freilich nicht verwunderlich, daß du deinem Mann davonläufst und" — sie flüsterte nun — „zum öffentlichen Ärgernis wirst."

„Aber das ist doch kein öffentliches Ärgernis," entgegnete Ilse, „daß ich den großen Irrtum aufheben möchte, den Theophil und ich begangen haben, als wir uns heirateten. Er selbst hat ja auch darunter gelitten, wie ich, und es wird ihm eine Erlösung sein, wie mir."

„Wenn Theophil auch wirklich nicht ganz glücklich gewesen sein sollte," sagte Lidwine, „so ist er doch in der Ehrfurcht vor der Heiligkeit der Ehe erzogen, und ich glaube dir versprechen zu können, daß wenn du heute mit uns zurückkehrst, er dir verzeihen und dich wieder aufnehmen würde."

„Und es brauchte nichts von alledem in die Öffentlichkeit zu dringen, der Skandal wäre ver-

mieden," flüsterte Askania und schaute sich ängstlich um in der leeren, sandigen Straße.

„Zurückkehren!" rief Ilse. „Aber das ist ja ganz unmöglich! Theophil weiß doch, daß ich einen anderen liebe!"

„Still, still, Kind," sagte Askania, „das müßtet ihr beide eben zu vergessen trachten."

„Ich könnte das erst vergessen, wenn ich tot wäre," entgegnete Ilse, „und auch dann nicht — ich glaube, noch im Grabe dächte ich an i h n."

„Wir würden zu Gott beten, daß er euch hilfe, liebe Ilse," sagte Lidwine, „wie er es in mancher Ehe schon getan."

„Aber so sucht doch, mich etwas zu begreifen!" flehte Ilse. „Wie ein dummes, unwissendes Kind bin ich in diese Ehe geraten. — Ihr nennt sie heilig — aber ich versichere euch, alles andere war sie eher. Und jetzt handelt es sich um das wirkliche Glück meines Lebens — um meine Liebe, ohne die ich zugrunde gehen müßte! — Schaut, liebste Tanten, ihr betet doch den ganzen Sommer, daß die Saatenkörner gedeihen und reichlich tragen mögen, damit ihr beim Erntefest danken könnt — bin ich denn weniger als solch Körnchen? Soll ich allein verkümmern?"

Doch Askania antwortete herbe: „Du sagtest richtig, daß wir für das Gedeihen der Saaten beten, aber in deinem Sinn wuchern Unkraut und Nes-

seln — und die können dir nie anderes wie schlimme Ernten tragen."

Ilse schwieg. Doch Tante Lidwine hub noch einmal an: „Ilse, dies ist die Entscheidungsstunde deines Lebens — schlag meinen Rat nicht in den Wind — komm mit uns."

Erschöpft und so leise, daß es nur wie ein Hauch war, aber doch mit einem Tone der Unabänderlichkeit, antwortete Ilse: „Das kann ich nicht."

„Du wirst es bereuen," sagte Askania. „Bisher haben wir beide dich zu entschuldigen versucht — aber Gottliebe sagte gleich, wenn es zu einem Scheidungsprozeß käme, so würden deine Rendezvous mit diesem Herrn doch ein sehr übles Aussehen haben."

„So etwas könnt ihr doch nicht von mir glauben?" sagte Ilse, „ich habe doch nichts wirklich Schlechtes getan!"

„Darüber wollen wir nicht streiten," antwortete Askania und sagte dann scharf und abschließend: „Komm Lidwine, hier ist unser Platz nicht mehr."

Sie schickten sich zum Gehen an.

„Wollt ihr mir nicht die Hand geben," sagte Ilse, „wir waren doch stets gut Freund."

Lidwine machte schon eine schüchterne Gebärde, aber Askania schob entschlossen ihren Arm unter den der Schwester und antwortete: „Das

können wir nicht mehr — wer einem der unseren etwas tut, ist auch unser Feind."

Also hatte das Zehrentum um Ilse zum letztenmal geworben. An dem Gitter des Vorgärtchens lehnend, starrte sie den beiden alten Stiftsdamen nach. Unscheinbar und kümmerlich schritten sie dahin, und doch war es Ilse plötzlich, als ginge von diesen beiden dürftigen schwarzen Gestalten ein großer Schatten aus, der des Frühlings ganzes Licht mit seiner Dunkelheit bedeckte.

In der darauf folgenden Nacht schreckte Ilse plötzlich auf und starrte entsetzt in die Dunkelheit. Wo war das Gebilde geblieben? Sie hatte es ja so greifbar deutlich gesehen — oder sollte es doch nur ein Traum gewesen sein? —

Eine glühend kahle Felsenwand. Ein schmaler Pfad wand sich hinan. Und auf diesem steilen Wege schritten zwei zusammen. Gebeugt unter schwerer Last und an den Knöcheln Sträflingsketten mit Kugeln dran, die sie keuchend nach sich schleiften. — Ein Mann und eine Frau. — Erschöpft, verlassen. In Steineseinsamkeit. Und doch, mit Trotz auf der Stirn und manchmal einem huschenden verzückten Aufleuchten in den brennenden Augen. — So klommen sie empor. Und mußten schon viele vor ihnen den steinig steilen

Weg gegangen sein, denn er wies Blutspuren wunder Füße. — Ein Ziel war nicht zu schauen.

Ja, da in Greinchens Fremdenstübchen, in dem Berliner Vorort, wo die todgeweihten Kiefern im Nachtwind klagten, da hatte Ilse zum erstenmal diese Traumesvision erblickt. Doch wieder und wieder sollte sie ihr noch erscheinen. Bei nächtlichen Meerfahrten tauchte das Bild vor ihr auf, in der Einsamkeit mondbeschienener Andenpässe, wo nur die Kondore hausen, und auch in fernen östlichen Riesenstädten, hinter deren hohen düsteren Umfassungsmauern Millionen fremdartiger Wesen schlummern.

Ja, später da kannte Ilse jene beiden Bürdenträger gar wohl, wußte, wie müde die Schultern unter der Last wurden, wie schmerzhaft die Füße zuckten auf dem glühenden Felsenpfad.

Druck von G. Bernstein in Berlin.





